Charakterzüge, Memorabilien

und

historische Anekdoten

von

Kaiser Joseph II.

und seiner Zeit.

Herausgegeben
von
keinem
Reichshistoriographen.

Zwei Bände.

I. Band.

Leipzig und Meissen,
bei Friedr. Wilh. Goedsche.
1847.

29-D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die Geschichte keines Zeitraums wurde von bezahlten Publizisten und Historiographen Preußens und selbst Oesterreichs (Dohm ꝛc.) ärger mißhandelt und verfälscht, als die des Josephinischen. Erst 1835 ward diesem großen Reformator, Joseph II., durch Groß-Hoffinger's freimüthige Lebens- und Regierungsgeschichte (Stuttg. Brodhag'sche Buchhandlung) ein ihn würdigendes Denkmal gestiftet. Seither haben Burkhardt, Ramshorn, der Franzose Paget kleinere Schriften über diesen Monarchen herausgegeben, aber sichtbar ohne daß ihnen jener Quellenreichthum zu Gebote gestanden hätte, welcher Groß-Hoffinger's Geschichte zu Grunde lag. Diesem Werke ist es indessen zu danken, daß Josephs Andenken in Deutschland wieder etwas aufgefrischt worden ist, — denn zur Schmach für unser Zeitalter muß gestanden werden, daß dieser unglückliche Monarch in seinem Vaterlande bereits zwanzig Jahre nach seinem Tode fast vergessen war, — am vollkommensten in Oesterreich selbst, wo Volk und Regierung ein gleich schwaches Gedächtniß für die Wohlthaten hatte, welche ihnen Joseph erwiesen. Das erstere ist

schuldlos an diesem undankbaren Indifferentismus, auch die Regierung, welche ihm ein Standbild gesetzt und die wichtigsten seiner Schöpfungen beibehalten, hat geringen Antheil an dieser Schuld, sofern man sie trennen darf von einer ihr untergeordneten Behörde: der Censur, welche seit Josephs Tode mit dem unermüdlichsten Fleiße daran arbeitete, zu Gunsten des Beamtenstandes Alles zu unterdrücken, was die Erinnerung an einen Kaiser wecken konnte, welcher schlechte, bestechliche und treulose Beamte ohne alle Umstände ins Zuchthaus zu senden pflegte. Seit Josephs Abtreten hatten nämlich diese Beamten wieder freies Spiel, und der Beispiele sind gar viele, daß solche Subjecte große Reichthümer anhäuften, mit der größten Schamlosigkeit einen Luxus zur Schau trugen — und noch jetzt zur Schau tragen, — welcher mit ihren Einkünften nicht zu vereinbaren ist, und Polizei und Censur sorgten „dienstfreundlichst" dafür, daß der Hof über die von der Presse und dem Volksgeiste her drohenden angeblichen Gefahren immer in einem heilsamen Schrecken erhalten wurde, um die dem Amtsmißbrauch, dem Diebstahl, dem Pekulat und Nepotismus so heilsame Finsterniß noch länger zu erhalten. So haben Josephs Feinde noch nach seinem Tode sich an ihm gerächt und der österreichischen Historiographie Urtheile über Joseph in die Feder dictirt, welche unseren Zeiten zur ewigen Schande gerei-

chen. Die Demoralisation des Beamtenstandes, welche man leider nur unter den armen Gränzjägern verfolgt, welche für 20 Kreuzer täglich allen furchtbaren Mühsalen eines Gebirgswinters trotzen oder im heißen Sommer in sengender Hitze immer auf den Beinen sein sollen, um Unglückliche zu verfolgen, welche noch elender sind als sie, indessen die vornehmen Diebe mit Orden und Titeln an der Spitze einflußreicher Stellungen stehen, bei einem heimlich verschwenderischen Lebenswandel Armuth affektiren, oder auch sich selbst ihrem Monarchen gegenüber nicht geniren und sich gar nicht einmal die Mühe geben, die Quellen ihrer Opulenz zu verbergen — diese Demoralisation des Beamtenstandes hat jetzt eine Höhe erreicht, bei deren Würdigung man nicht weiß, worüber man mehr erstaunen soll, über die Frechheit jener des Pekulats Schuldigen, von welchen Jedermann und der Hof selbst die infamsten Niederträchtigkeiten kennt und welche dennoch fortfahren, vor aller Welt Augen zu stehlen, zu erpressen, Handel mit Gunst und Ungunst zu treiben, oder die Langmuth des Hofes, welcher auf Beweise solcher Amtsmißbräuche wartet, welche Niemand beizubringen wagt, inzwischen aber den Schuldigen Auszeichnungen und Pensionen bewilligt! In dieser Zeit ist es nun höchst wichtig, jene unsterblichen Charakterzüge der Selbstherrschaft aufzufrischen, von welcher die meisten Anekdoten von der Censur unterdrückt worden sind — nicht im

Interesse des Staates und Systems — nein, nur im Interesse des Beamtenunfugs, welcher den Kaiser und seine Minister in derselben Unwissenheit zu erhalten sucht, wie das Volk, und Alles vermeidet, was auf Vergleichungen der so ähnlichen Zustände unter Maria Theresia und heute hinleiten könnte.

Die hier mitgetheilten Anekdoten sind aus Schriften der Zeitgenossen gesammelt, meist noch in den ursprünglichen Styl der treuherzigen Chronisten gekleidet, welcher zugleich Zeugniß giebt von der Stimmung des Zeitalters. Man sagte uns tausend Mal, Joseph wäre verhaßt gewesen, — es ist eine Lüge; — nie wurde ein Monarch so geliebt, wie er von den Guten, aber auch nie einer so gehaßt von den Schurken, wie er.

Fortwährend mit Sammlung historischer Anekdoten von diesem Monarchen beschäftigt, hoffe ich, in kurzer Zeit eine neue Sammlung herauszugeben. Bis dahin wünsche ich, daß die erste Ladung ihre beabsichtigte Wirkung — **virtute et exemplo** — nicht verfehlen möge.

Leipzig, im Jänner **1846**.

Der Herausgeber.

Exemplifikation.

Der Umsturz der Zeiten, welcher unter Joseph dem Zweiten begonnen, ist vollendet!

Was dem Staatsmanne, was der bloßen Klugheit damals gefährlich, voreilig, unbedachtsam, gewagt erscheinen mußte, ist jetzt eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden.

Joseph der Zweite hat seiner Zeit vorgearbeitet, er hat seinen Nachfolgern ein kostbares Vermächtniß hinterlassen — Gesetze, Entwürfe, Anstalten, Staatsgrundsätze — welche in seiner Zeit haltlos und ohne Grundlage waren, welche auf dem bewegten Boden einer feindseligen öffentlichen Meinung und verjährter Vorurtheile verderblich schwankten.

Ein neuer Boden ist durch den Zeitumsturz gelegt worden, die öffentliche Meinung begehrt das einstimmig, was sie **1780** verworfen hat.

Josephs Zeit ist gekommen!

Ungarn ist geneigt, sein Volk zu befreien. Um den Preis eines unabhängigen konstitutionellen Daseins wird es der Regierung Alles freiwillig durch seine Patrioten anbieten, was es unter Joseph verweigerte.

Ungarn, in konstitutioneller Regierungsform nach dem Systeme Joseph des Zweiten regiert, bietet der Regierung einen unermeßlichen Schatz von Staatsreichthümern, Einkünften, Streitkräften.

Die christlichen Konfessionen, zur Zeit Josephs gegen einander in wüthender Intoleranz entflammt — sie verlangen nun selbst Frieden und Eintracht. Die Geistlichkeit — damals gegen Josephs Anstalten fanatisirt — sie schmachtet nach Befreiung aus den Ketten mittelalterlicher Beschränkungen der Menschenfreiheit, der Menschennatur und des forschenden Verstandes. Sie seufzt dem Zeitpunkt entgegen, wo sie Vernunft und christliche Liebe predigen könnte, ohne gegen ihre freie Ueberzeugung falsches Zeugniß zu geben.

Die römische Kurie wird willig die Rathschläge Oesterreichs annehmen, um das christliche Prinzip zu retten, die letzte Toga einer Scheinmacht und eines falschen Ansehens von sich werfen, um eine wirkliche weltbeglückende Macht auf die Seelen des Zeitalters zu Gunsten des Prinzips der Christenallgemeinschaft und Liebe zu retten!?!??!

Die Aristokratie hat ihre Macht, ihr Ansehen (unter Maria Theresia und Joseph noch imposant) verloren,

sie hat sich Josephs hinterlassenen Staatsordnungen unterworfen, sie hat keine Bedeutung mehr für den Staat, sie wird sich einer neuen wichtigeren Bestimmung — im Anschluß an Volksfleiß und Intelligenz — willig fügen.

Die Gewerbsfreiheit — zu Josephs Zeiten wegen Mangels an Industrie und Bildung unwirksam, ja schädlich — ist durch Uebervölkerung, Steigerung des Gewerbsgeistes, der Intelligenz und Bildung eine Nothwendigkeit für den Staat geworden. Ohne sie muß er verarmen und bankerott werden.

Die vermehrte Preßfreiheit, unter Joseph schädlich bei niedrigem Stande der Volksbildung, wird jetzt bei Steigerung der Intelligenz und bei ihrem Drange dem Staate wohlthätig werden.

Der Beamtenstand, zu Josephs Zeiten ungebildet, voll Vorurtheil und Pedanterie, hat nun Fähigkeiten genug, große Reformen zu begreifen und durchzuführen. Eine strenge Disciplin in den höheren Kategorien namentlich wird und kann allein große Gefahren für den Staat abwenden. Seine Demoralisation hat den höchsten Grad der Gefährlichkeit erreicht, da sie mit Intelligenz verbunden ist. Die Strenge Josephs ist eine Staatsnothwendigkeit geworden.

Die Gesetzgebung kann kaum zeitgemäßer gedacht werden, als wie sie Joseph hinterlassen hat.

Die finanziellen Prinzipien Josephs thun vor Allem dem Staate noth. Weise Oekonomie, Aufmunterung der Industrie durch Freiheit — nicht durch Medaillen an die Zünftigen und pedantische Vereine — Regulirung des Steuerwesens, Abschaffung der die Industrie und den Bauer drückenden Lasten sind gebieterische Nothwendigkeiten.

Daher Josephs Beispiel, Josephs Werke, Josephs Grundsätze, Josephs Selbstherrschaft in aller und jeder Hinsicht unseren Zeiten höchst wichtig sind! Kein Augenblick ist für den Staat zu versäumen — der nächste kann Hilfe unmöglich machen. Von allen Seiten Drohungen! Von allen Seiten Gefahr! Nur Josephs gewaltiger Geist kann den Zeitstürmen trotzen, welche über uns hereinbrechen werden!

Inhalt.

Erstes Buch.

	Seite
Die Türken über Joseph II.	1
Merkwürdiger Unfall auf einer Parforce-Jagd.	1
Joseph in Rom.	4
Die Jesuiten schöpfen neue Hoffnungen.	5
Besorgniß der Italiener in Folge eines Mißverständnisses.	6
Neue Lebensgefahr auf einer Reise.	7
Noch andere Reiseunfälle.	8
Die Wiener Journale über die Reisen des Kaisers.	8
Ein schlechtes Nachtquartier.	10
Humaner Beweggrund für den Luxus.	11
Ein Scherz.	11
Aeußerung über den Türkenkrieg.	12
Krankheit.	12
Zärtliche Sorgfalt der Prinzessin Elisabeth.	12
Schonungslosigkeit gegen sich selbst.	13
Milchkur.	13
Reise nach Pesth.	13
Allmähliges Siechthum.	13
Consilium der Aerzte.	14
Anhänglichkeit der Soldaten.	14
Die gefangenen Türken.	15
Ein Bandit erbietet sich, 1000 Mann zum Kriegsdienst zu stellen.	16
Merkwürdiger Unfall in Laybach.	17
Der Kaiser empfängt die Sterbesakramente.	17

Seite

Allgemeine Bestürzung. 18
Neue Beweise der Anhänglichkeit seiner Diener. 19
Die Niederländer schicken einen Kourier, um sich von dem Befinden des Kaisers zu unterrichten. 19
Dieser sucht ihn zu täuschen. 19
Die Treue der niederländischen Regimenter. 19
Geschenk an die Aerzte. 20
Der Kaiser wünscht Frieden mit der Pforte. 20
Grabschrift auf Joseph, von ihm bestellt. 21
Geschenke an seine Beamte. 22
Tod der Erzherzogin. 26
Das Testament. 27
Abschied von seinen Freunden. 28
Die letzte Nacht. 30
Letzte Krankheit und Tod. 31
Der Leichenzug. 34
Tod des Generals Haddik. 40
Der Schmerz über Josephs Tod — tödtet seine Geliebtesten. 40

Zweites Buch.

Entschädigung der Pensionisten. 42
Joseph und der aufrichtige Prälat. 42
Die Kirche des Kaisers in Laxenburg. 43
Die beschämte Französin. 43
Auszeichnung der nützlichen Schriftsteller. 44
Die bekehrten Deisten. 44
Monumente der Dankbarkeit Josephs. 46
Bestrafung eines Pasquillanten. 47
Die beiden Kaiser. 48
Der nachlässige Amtmann. 48
Joseph zahlt die Schulden seines Großvaters. 50
Er empfiehlt die christliche Religion. 50
Die Patres Minoriten. 51

Seite
Der geprellte Verführer. 51
Etikettestreit in Neapel. 52
Josephs größter Fehler. 52
Beaufsichtigung der Aemter. 53
Die Judenpferde. 54
Josephs Güte. 54
Der Abate. 54
Gerechtigkeit ohne Standesunterschied. 55
Der Exjesuit. 55
Züchtigung eines polnischen Zwingherrn. 56
Menschenfreundliche Vorsorge. 58
Belohnung der Menschlichkeit. 58
Aversion gegen Schnürbrüste. 59
Graf Podstatsky. 59
Ein Jesuit, Erzieher des Erzherzogs Franz. 59
Joseph als Gevatter. 60
Gespräch mit dem Professor Klein. 60
Das schwere Gewicht. 61
Bestrafung eines Denunzianten. 61
Joseph als Stifter des Familienglücks. 62
Vereinfachung der Titulatur. 63
Strenge gegen nachlässige Beamte. 63
Strenge gegen die Fleischhauer. 63
Launige Antwort. 64
Joseph und die Pasquillanten. 65
Bestrafung eines Prinzen. 66
Besuch des Professor Stoll. 67
Gute Laune des Kaisers. 67
Die bestraften Spieler. 67
Bestrafung eines Kavaliers. 68
Urtheil Friedrich des Großen über Joseph. 68
Josephs Haß gegen alle Feigheit. 69

	Seite
Trefflicher Bescheid an eine Klosterfrau.	70
Schonungslosigkeit gegen sich selbst.	70
Persönlicher Muth.	71
Lebensweise beim Heere.	71
Komischer Vorfall im Irrenhause.	72
Das Loch im Kammerbeutel.	72
Der geizige Reiche.	73
Verehrung Lascy's.	75
Komischer Vorfall.	76
Denkwürdige Aeußerung über Maschinen.	77
Joseph kommt von seinem Prinzip der Assimilirung zurück.	78
Der Majorshut.	79
Das Winterquartier in Bulgarien.	79
Belohnung des Verdienstes.	80
Während der Krankheit.	81
Tod des Sultans.	81
Nach dem Beispiele Heinrichs IV.	82
Joseph beschränkt seine Selbstherrschaft.	82
Abschied von der Armee.	82
Joseph vernichtet einen Theil seiner Anstalten und vollbringt das große Heilandswerk seiner Regierung durch das höchste Opfer.	84
Josephs Selbstherrschaft.	90
Temperament, Gemüthsart, Geselligkeit.	96
Gerechtigkeit, Milde, Güte und frohe Laune des Kaisers in mehreren Anekdoten exemplifizirt.	102—130

Drittes Buch.

Maßregel gegen die Jesuiten.	131
Die niederländische Deputation von Joseph entzückt.	132
Die Errichtung des Generalseminariums zu Löwen.	133
Strenge Trautmannsdorfs.	134
Der niederländische Schriftsteller.	139

Seite
Die Algierer nehmen österreichische Schiffe weg. 143
Neue Vorkehrungen. 146
Aufhebung der Nuntiaturen. 148
Aeußerung gegen den französischen Gesandten. 149
Aeußerung des Kaisers über die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit Polens. 149
Die schwäbischen Reichsstädte. 149
Valtelin und Graubünden. 150
Verhängnißvolle Konstellationen des Jahres 1787. 157

Viertes Buch.

Vorstellung der Hofkanzlei gegen die Kriegssteuer. 176
Loudon. 176
Josephs Aeußerung über die Kriegskosten. 177
Verordnung. 179
Politische Lage. 181
Vukassovich. 182
Vertheilung der Armee. 184
Ehrfurcht der Feinde vor Joseph. 188
Die Montenegriner. 189
Ein Lederergeselle macht einen Gefangenen. 191
Türkisches Kriegsgebet. 192
Joseph in Gefahr. 193
Husarenthat. 194
Aus dem türkischen Lager. 194
Verordnung wegen der gefangenen Türken. 195
Spaniens Antrag. 195
Der Kaiser auf dem Schlachtfeld. 196
Die Veteranenhöhle. 196
Tillier. 198
Die Walachen, Anschlag auf das Leben des Kaisers. 199
Der aufrichtige Steiermärker. 199
Edle Handlung. 200

Seite
Josephs Selbsttäuschung. 201
Verlust der Feinde. 202
Mustapha Vidaich. 202
Kriegsvorfälle. 203
Josephs Krankheit beim Heere. 204
Ankunft Loudons. 204
Karansebes. 205
Kriegsmacht Oesterreichs. 205
Wujadinovich. 206
Der Kaiser in Semlin. 207
Hassan Pascha. 208
Loudon und Lascy. 213
Auswechselung der Gefangenen. 213
Sorgfalt für die Soldaten. 214
Brognards Wittwe. 216

Erstes Buch.

(Biographisches.)

1770.

Der Kaiser gewann und fesselte auf seiner Reise in Ungarn durch seine besondere Leutseligkeit nicht allein die Herzen seiner dortigen Unterthanen; sondern auch die benachbarten Türken kamen häufig herüber, Joseph II. zu sehen und zu bewundern, und der ganze Haufe staunte, indem die Vernünftigsten darunter mehr als einmal äußerten: daß es das größte Unglück für die Pforte sein würde, einen solchen Monarchen zum Feinde zu haben, weil es demselben leicht sein müßte, sich das ganze türkische Europa unterwürfig zu machen.

1784.

(Lebensgefahren.)

In diesem Jahr befand sich der Monarch Anfangs Augusts bei einer Parforcejagd (in der Brigitten-Au)

in einer augenscheinlichen Lebensgefahr. Er war von seinem Stande weggegangen und wollte sich einen andern wählen, als ihm eben ein Hirsch entgegen kam. Der Kaiser schoß, traf aber den Hirsch nur leicht, der hierauf wild auf denselben losging. Der Kaiser hatte so viel Gegenwart des Geistes, daß er sich vorwärts beugte, da dann der Hirsch nur dessen Rücken treffen konnte. Indessen ersah der Monarch seinen Vortheil, und sprang einige Schritte zurück, schoß auch nochmals auf den Hirsch, ohne ihn gehörig zu treffen, worauf das Thier seinen Angriff erneuerte, der aber durch die Wiederholung der vorigen Wendung eben so unschädlich ward. Indessen eilten einige von der Gesellschaft herbei, worauf der Hirsch die Flucht nahm. Ob nun gleich dieser Zufall ohne beträchtliche Verletzung abging, so war doch der Kaiser von dem Hirsche so sehr und zwar einmal in die Seite gestoßen worden, daß er den andern Tag kaum zu Pferde sitzen konnte. Das auf dem Rücken überall zerschlitzte Jagdkleid ward zum Andenken in das nächste in der Brigitten-Au befindliche Jägerhaus geschickt.

Ein anderer unglücklicher Zufall hierbei aber war, daß die Kugel des zweiten Schusses, wobei der Hirsch nur leicht gestreift war, jenseits der Donau trug, und auf einer unglaublichen Strecke unglücklicherweise einen jungen Menschen, der eben hinter dem Gebüsche mit seinem Vater aus dem Schiffe ans Land ging, traf, und zwar so traf, daß er gleich todt hinfiel. Der Kaiser wußte es nicht und konnte es nicht vermuthen. Sobald er aber diesen traurigen Zufall erfuhr, schickte er sogleich alles Geld, was er bei sich hatte, und das in etwa funfzig Dukaten bestand, dem Vater zu, und

kehrte sofort sehr bekümmert nach Hause. Der Kummer des Kaisers über diesen Vorfall war so groß, daß er zwei Tage nicht ausging, und sich seitdem entschlossen haben soll, nicht mehr auf die Jagd zu gehen. Dem unglücklichen Vater sendete er noch die Summe von **2000** Dukaten zum Geschenk. Dieser arme Mann (aus Oberösterreich) gerieth bei Erblickung dieser Summe außer sich. „Die Vorsehung," sprach er, „hat mich mit Kindern reichlich versehen, aber sie waren alle zur Armuth und zum Elend bestimmt; die Vorsehung hat es gewollt, daß ich einen Sohn verlieren sollte, um alle andere Kinder wohlhabend zu machen; ich bin vollkommen getröstet, und segne den huldreichen Kaiser, der für das Unglück nichts kann, und doch mich und die Meinigen glücklich macht."

Im August **1772** stürzte Joseph, als er über einen Graben setzen wollte, mit dem Pferde hinein, und das Pferd fiel auf ihn; aber ohne ihn zu beschädigen.

Auf der Reise durch Siebenbürgen wäre die kaiserliche Kutsche beinahe einmal umgeworfen worden, und ein Kammerlakei brach dabei das Bein; der Kaiser ließ darauf ein Pferd abspannen, und ritt bis zur Station, wohin der Kammerlakei sachte nachgefahren kam.

Im Januar des **1775**sten Jahres brannte es zu Wien des Nachts in dem Hause eines Vornehmen, und

seiner Gewohnheit nach, allgemein hülfreich und mitleidig, war der Kaiser einer der Ersten beim Retten. Er gab unermüdet im ganzen Hause seine Befehle herum, da er unter andern auch im Hofe stand und seine Anstalten dirigirte: da stürzte plötzlich ein großes Stück des Schornsteins, an dem man eben abbrach, dicht neben ihn auf die Erde herunter, auf eben den Platz, wo Joseph nur einen Augenblick vorher gestanden hatte.

1784.

Am 30sten März 1784 um Mittagszeit traf der angebetete Monarch von seiner unter dem 6ten December im vorigen (1783) Jahre angetretenen Reise, nach einer Abwesenheit von funfzehn Wochen, im vollkommensten Wohl wieder in Wien ein.

Der Monarch unternahm diese Reise unfehlbar mit in der Hauptabsicht, um das, was seit Pius des Sechsten Anwesenheit in Wien noch streitig geblieben war, mit dem heiligen Vater selbst auszugleichen. Es war also mehr eine politische und zwar politisch-wichtige Reise, als bloße Lustwanderung. — Seit Karl dem Großen, welcher bekanntlich im Jahre 800 am heiligen Abende vor dem Christtage als erster abendländischer Kaiser in der Peterskirche zu Rom den Christtag gefeiert, das erste ähnliche Ereigniß, welches doppelt merkwürdig war durch die Mitanwesenheit des Königs von Schweden, Gustav III.

Der Kaiser reisete am 29sten December 1783 von Rom, (wo er den 23sten December aus Florenz angekommen war) — nachdem er sich täglich, den Christtag

ausgenommen, mit dem Pabste allein und lange unterredet hatte, nach Neapel, wo er so lange sich aufhielt, daß er erst am 18ten Januar 1784 Abends wieder auf der Rückreise in Rom eintraf. Beschlüsse und Folgen von den öftern und langen Unterredungen, die er mit Pius hielt, sind bekannt. Das Uebrige dieser Reise war — wie alle andere Reisen dieses Monarchen — ein Zusammenfluß von Beglückung und Wohlthun gegen seine Unterthanen und auch Andere in den Orten, wo er durchkam. Dank, Ehrfurcht und Segenswünsche von jenen begleiteten seine Schritte überall mit lautem Jubel, wie denn sein Name jederzeit davon umhallte, und seine Handlungen es verdienten.

Zum Angedenken dieses Besuchs Josephs II. zu Rom ist über der Thüre der Sakristey folgende Inschrift errichtet worden:

Josepho II. Rom. Imp. Augusto quod in Dominici natalis dici solemnitate
Anno MDCCLXXXIII.
Pio VI. Pont. Max.
Vesperas et sacra sanctioris Ritu peragenti.
Praesens eadem celebraverit Novi sacrarii aedificium studiose inviserit
M. P.

Ganz Rom unterhielt sich noch lange von der Leutseligkeit, mit welcher Joseph während seines dortigen Aufenthalts Jedermann begegnete, und die dortigen Physiognomiker wahrsagten aus den heitern Mienen, welche man seit der Abreise des Kaisers bei Sr. Heiligkeit wahrnahm, viel Gutes für die Zukunft. Insonderheit bezeigten sich auch die dasigen Exjesuiten sehr ver-

gnugt darüber, als sie vernommen, daß der Kaiser, als er sich bei der Prinzessin Doria, in Gesellschaft der Kardinäle Corsini, Palevicini und Ghilini, befand, Vieles zum Lobe ihres erloschenen Ordens gesprochen habe. Wie sehr diese Hoffnungen durch Josephs Standhaftigkeit getäuscht worden sind, ist aus unserer Geschichte bekannt.

1785.

Als der Kaiser auf seiner letzten Reise zu Verona war, versammelte sich viel Volk, und als er wegfuhr, war ein großes Getümmel, um den Monarchen noch einmal zu sehen; im Wegfahren sagte er zum Volke: **adio Patrioti**! (Gott befohlen, meine Landsleute!) Dies Wort machte einige stutzig. „**Patrioti**," sagten sie, „was hat er anders damit andeuten wollen, als daß wir in Kurzem kaiserlich werden sollen?" Man sprach für und wider diese Erklärung, und es entstand ein Streit, welcher verdrüßliche Folgen hätte haben können. Der Kaiser erfuhr es, und schickte sogleich einen von seinen Leuten zurück, der den Magistrat versichern mußte, daß das Wort **Patrioti** nichts anders hätte sagen sollen, als daß der Kaiser die Veroneser so lieb hätte, wie seine eigenen Unterthanen. Der Magistrat verkündigte dies seinen Bürgern, und dem Monarchen wurden sogleich einige Deputirte nachgeschickt, um für die gegebene Erklärung unterthänigst zu danken. Joseph gab ihnen nochmals dieselbe Versicherung, und zum Beweise seiner Gnade jedem eine goldene Denkmünze.

1785.

Der Monarch befand sich auf seiner Reise nach Italien in augenscheinlicher Gefahr; aber die Vorsicht und seine Entschlossenheit erhielt den besten Kaiser. — Zwischen Pronzolo und Egna in Tyrol mußte die Etsch passirt werden, die damals stark angewachsen war; dennoch glaubte man das Wasser noch seicht genug, zumal da es nicht reißend war, um die gewöhnliche Fähre passiren zu können. Allein man betrog sich; denn der Reisewagen fiel auf einmal in eine solche Tiefe, daß das Wasser von allen Seiten eindrang, und Joseph genöthigt war, im Wagen aufrecht zu stehen, wobei das Wasser dennoch bis an die Hüften reichte. Der Kaiser ließ in dieser Lage ein Pferd los machen, setzte sich darauf, und kam auf diese Art glücklich auf die andere Seite.

In demselben Jahre befand sich der Kaiser in einer anderen Gefahr.

Joseph wollte nämlich bei einem heftigen Gewitter von Fünfkirchen abreisen. Der Postillon zauderte lange, ehe er sich zum Anspannen bequemte. Nach vielem Erinnern und Anfrischen aber setzte er endlich doch noch seine Pferde in Gang. — Bei der Ankunft an dem Orte, der zum Nachtquartier ersehen war, erfuhr der Kaiser, daß eine Viertelstunde vorher der Blitz in das für Se. Majestät in Bereitschaft gesetzte Zimmer eingeschlagen hätte, und daß das Haus selbst in Flammen stünde.

1787.

Joseph II. hatte das Vergnügen, auf seiner Reise nach Cherson Leute anzutreffen, die den Verlust ihres eigenen Lebens auf den Gewinn des seinigen zu setzen, erbötig waren. Der Monarch wollte in Galizien seinen Weg über ein Gebirge nehmen, der Postillon aber sagte, er könne das nicht thun, und es nicht zugeben, weil er das Leben Sr. Majestät in Gefahr setzen würde, denn er habe gewisse Anzeige, daß in einer halben Stunde ein fürchterliches Donnerwetter ausbrechen würde. Der Kaiser wollte es nicht glauben, allein der Postillon bestand auf seiner Aussage. Er wolle allein den Berg hinauffahren, der Kaiser solle indeß in dem nächsten Orte warten, und da würde es sich zeigen, ob er nicht recht habe. Der Monarch gab nach, und ehe noch eine halbe Stunde vorüber war, brach das fürchterliche Gewitter aus, welches dem hohen Reisenden unfehlbar lebensgefährlich geworden wäre, wenn er nicht dem Rathe des getreuen Kutschers gefolgt wäre. Dafür beschenkte er ihn sofort mit 100 Dukaten, und versprach ihm zugleich nach seiner Zurückkunft eine gute Bedienung.

1787.

Ein Wiener Journal machte bei Gelegenheit der Reise des Kaisers beiläufig folgende Betrachtungen über dessen sämmtliche Reisen: Die Geschichte, sagt es, weiset kein Beispiel auf, daß jemals ein Monarch so viele und so große Reisen gemacht hätte. Seit mehr denn

20 Jahren sind wenige Jahre verflossen, in welchen er nicht entweder fremde Reiche, oder doch seine Staaten durchreiset hätte. Dergleichen große Reisen hindern ihn keineswegs an seinen Staatsgeschäften, er regiert seine Monarchie mit gleicher Ordnung, ob er sich in Wien oder sonst wo befindet. Die Nachwelt wird sich noch wundern, wenn sie in den österreichischen Archiven Staatsverordnungen Josephs II. lesen wird, die von Paris, Rom oder Petersburg aus datirt sind. Die Veranlassung dieser großen ungewöhnlichen Reisen ist der außerordentlich lebhafte und thätige Geist des Kaisers, der Alles selbst sehen, selbst durchforschen will, um sich immer mehr in allen Zweigen der Regierungskunst zu unterrichten. Die Früchte seiner Reisen sind auffallend. Ihnen haben wir es zu danken, daß Oesterreich eines so langen Friedens genießt, daß der Finanzstand auf einem Fuße ist, wie er seit seiner Existenz noch nie war, daß die Religion vom Mönchsstand gereinigt, daß die Armeen in dem vollkommensten Stande sind, daß in den Civilämtern eine rastlose Thätigkeit herrscht, daß so viele Fabriken errichtet, andere verbessert worden sind. Josephs erste Reisen geschahen **1764** zu seiner Krönung nach Frankfurt und **1765** zu dem Beilager seines Bruders Leopold nach Innsbruck. Im Jahre **1766** reisete er nach dem Banat, um die Klagen des daselbst von einigen Großen gedrückten Volks anzuhören, und es in seinen Schutz zu nehmen. Seine zweite Reise ging **1769** nach Italien, er sah Venedig, Rom, Neapel, Livorno, Florenz, Genua und Turin; in eben dem Jahre machte er auch eine Reise ins preußische Lager nach Neisse in Schlesien. Im Jahre **1772** unternahm er eine Reise nach Böhmen, wo eine schreck=

liche Hungersnoth wüthete; seine Gegenwart rettete Tausende vom Tode. In einigen darauf folgenden Jahren durchreisete Joseph Steyermark, Kärnthen, Krain, die Seestädte am adriatischen Meere, Kroatien, Slavonien, Ungarn, Siebenbürgen, und vorzüglich Böhmen, wohin er öfters kam. Wo er hinkam, erschien er mit einem kleinen Gefolge, ohne alle Pracht; er betrat die Palläste seiner Großen nicht, sondern nahm seine Herberge gewöhnlich in Gasthäusern, schlief wenig, und aß noch weniger; er zeigte immer Achtung gegen das Volk, wo er hinkam; sobald er in eine Stadt kam, sich erkannt sah, und viele Leute beisammen fand, erhob er sich von seinem Sitze, befahl langsam zu fahren, und zeigte sich seinem Volke stehend und mit entblößtem Haupte. Jedes Wirthshaus, wo er seine Wohnung nahm, war das, was der Kontrolleurgang zu Wien ist. Eine Tafel verkündigte dem Volke das Dasein der kaiserlichen Kanzlei. Bei diesen Reisen war immer seine erste Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Aemter gerichtet, er prüfte das Militair, untersuchte den Zustand der Festungen, der Vorrathshäuser, der Fabriken, der Krankenhäuser, ja sogar der Gefängnisse und Zuchthäuser u. s. w."

1787.

Auf der Hinreise nach Cherson mußte der Kaiser wegen eintretender Nacht und schlechter Witterung einmal in einem sehr schlechten und armseligen Dorfe Nachtlager halten. In dem dasigen einzigen Wirthshause waren keine Betten zu haben, und man mußte

sich also mit einem Strohlager behelfen. Des andern Morgens erhielt die Bäuerin gleichwohl zehn Dukaten zum Geschenk, welche ihr ganz enorm groß scheinende Summe sie anzunehmen sich weigerte. „Ich mag so viel Geld nicht," sagte sie, „denn wenn es die Leute in der Nachbarschaft erfahren, daß ich einen so großen Schatz habe, so bin ich meines Lebens nicht sicher."

1787.

Als die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg sich von dem Kaiser zur Gnade erbat, daß alle Summen, welche zu Festivitäten bei ihrer Vermählung bestimmt sein dürften, zum Besten der Armen bei diesen schweren Zeiten verwendet werden möchten, erwiederte der Monarch: „Ich fühle den ganzen Werth dieses Gesuchs, allein meine Wiener mögen auch gerne ein paar fröhliche Tage haben, und die Kaufleute müssen auch leben; dennoch soll die Armuth merken, daß Ich meinem Herzen eine frohe Stunde mache." —

1787.

In der Mitte des Septembers ließ sich der Monarch bei der Prinzessin Elisabeth von Würtemberg im Scherz verlauten, er müsse nun den Prinz Franz rufen, um selbigen in den Türkenkrieg schicken zu können, worüber die Prinzessin in eine ganz sichtbare Betrübniß fiel, in der sie aber der Monarch nicht lange ließ, in=

dem er sagte, daß er vielmehr willens sei, sie mit dem Prinzen den 8ten Januar 1788 zu verehelichen.

Bei einem Gespräche, das kürzlich zwischen dem Monarchen und der Fürstin von Lichtenstein über den Türkenkrieg vorfiel, sagte die Fürstin: „Es wird wohl für uns nicht viel dabei zu gewinnen sein.“ — „Wenigstens die Pest,“ erwiederte der Monarch.

1788.

Joseph II. war 1788 sehr krank, genaß aber wieder auf leider kurze Zeit. Indeß dauerte die Krankheit doch über drei Wochen, würde aber nicht so lange gedauert haben, wenn es des Monarchen angewohnte Thätigkeit erlaubt hätte, sich mehr zu schonen. Aber er war immer beschäftiget, las Alles, resolvirte über alles Vorkommende, und wenn man ihm Vorstellung machte, sich zu schonen, gab er zur Antwort: „Ich bin kein Rath, daß ich mich schonen könnte.“ Die vortreffliche Prinzessin Elisabeth von Würtemberg (die sich aller Menschen Ehrfurcht und Hochachtung erwarb) zeichnete sich bei dieser Krankheit des Monarchen (welchen sie ihren Papa zu nennen pflegte — —) besonders aus: sie war so bekümmert, so unruhig theilnehmend, daß sie bei der geringsten Verschlimmerung die ganze Nacht aufblieb, und Nachricht erwartete.

1788.

Der Kaiser trank im Monate December, auf Vorschrift der Aerzte, Geißmilch mit Eselsmilch vermischt. Als er unter andern auch in den kaiserlichen Ställen war, sagte er ganz lakonisch zu den Umstehenden, die ihn husten hörten: „ich habe einen hartnäckigen Prozeß mit meiner Brust, wer ihn wohl zuletzt gewinnen wird?"

Ungeachtet der fortdauernden starken Beklemmung auf der Brust fuhr der Monarch Joseph doch unausgesetzt fort, rastlos sich den Staatsgeschäften zu widmen, und erlaubte sich fast gar keine Erholungsstunde.

Den 24. November kam der Kaiser zu Pesth an, in ganz simpler Kleidung. Er ritt ganz allein durch die Straßen und nahm Bittschriften zu Pferde an. Man bat ihn, sein Leben in einer zweiten Campagne nicht wieder zu wagen. Er versetzte: „das ist mein Handwerk."

Am 5. December traf der Kaiser nach einer Abwesenheit von neun Monaten wieder in Wien ein. Das ganze Publikum war diesen Abend im Nationaltheater in Erwartung, daß er sich darin zeigen würde: aber umsonst. — Die Gesichtsfarbe desselben war zwar frisch und gut, aber er war viel magerer geworden, und hatte auch die Stimme stark geändert.

Da der Kaiser noch immer eine starke Beklemmung auf der Brust spürte, die einem Dampf ähnlich war, und hieraus üble Folgen vermuthet wurden, so wurde am 13. December in der Burg ein Consilium Medicum zwischen dem Herrn Leibmedicus Störk und Quarin, dann dem Leibchirurgus Brambilla gehalten. Der Kaiser ging aber dessen ungeachtet täglich angekleidet in seine Kanzlei, hatte auch erst wieder am 11. dieses Monats dem Feldmarschall Lascy, der ebenfalls einen starken Katharr hatte, einen Besuch in einem verdeckten Wagen abgestattet.

Auf die Zurückkunft des Monarchen nach Wien machte ein Kadet bei dem Franz-Kinskischen Infanterieregiment, Herr Karl von Crampagna, ein französisches Gedicht, das ich hier meinen Lesern in der Uebersetzung mittheile, weil es die Anhänglichkeit des Heeres an Joseph charakterisirt.

„Großer Kaiser der Deutschen, mit dem zwei Göttinnen auf dem Throne sitzen, Themis und Bellona, Deine Abwesenheit beengte die Herzen von Wiens Bewohnern! Erspare Deinen treuen Unterthanen so viel des tiefen Kummers, und setze nicht mehr aus Dein Leben der Waffen Glück! Nicht mehr uns zu verlassen schwöre heute! Von Ostende bis Hermannstadt, und von Prag bis Florenz, schicken verschiedene Völker einerlei Wünsche zum Himmel. Schau also Deine Tage, die alle vom Himmel bestimmt sind, mit dem Gepräge der Gnade bezeichnet zu werden."

Der Kummer, welcher sich in dieser Kleinigkeit ausspricht, hatte das ganze Heer ergriffen.

Nach der den 9. März um halb acht Uhr des Abends erfolgten Ankunft in Karlstadt, speiste der Kaiser in dem gewöhnlichen Absteigequartier zum schwarzen Adler mit seiner Suite ganz allein, und nur der Kommandirende hatte die Ehre seine Aufwartung zu machen. Dann ging Er um den Wall, besah die Werke und die in Bereitschaft stehenden Schanzkörbe, und würde noch weit größere Zufriedenheit geäußert haben, wenn nur auch einmal die innerhalb jeder der sechs Bastionen errichteten Pulverbehältnisse zu Stande gebracht und das Pulver hineingeschafft worden wäre. Hierauf besuchte er das Zeughaus und das mit Kranken stark gefüllte Spital. Beim Rückweg sah der Monarch zwei Gränzer, welche Schließeisen trugen. „Wozu diese Eisen?" war die Frage. Ew. Majestät, wir haben vier gefangene Türken gebracht, und tragen die Eisen wieder zum Regiment zurück. Der Kaiser beschenkte die Gränzer, und begab sich selbst zu den Türken auf die Hauptwache. Zwei davon waren alte verstockte Fanatiker; sie bezeigten gar keinen Respect gegen den Monarchen, behielten ihre Turbans fest auf dem Kopf, und lehnten sich mit beiden Armen an die Gewehrschranken. Der Kaiser fragte sie durch Verdolmetschung: warum sie sich denn nicht mit Gutem ergeben wollten, indem alle Freiheit sowohl in der Religion, als in ihren Besitzungen gelassen würde, und sie weit mehrere Gerechtigkeit, als unter ihren Bassen zu erwarten hätten? Allein, sie gaben dem Monarchen gradezu zu verstehen, daß sie ihrem

Großherrn nicht untreu werden wollten, daß sie auch keinen Befehl zur Uebergabe hätten, und sich niemals unterwerfen würden. Der Monarch fragte dann weiter: was sie denn anfangen wollten, wenn er sie mit Gewalt bezwingen, ihre Festungen in die Luft sprengen, und sie, die auch als keine wirklichen Soldaten, sondern nur als Bürger und Bauern anzusehen sein, als Meineidige und Aufrührer behandeln lassen werde? — Sie antworteten: „Es mag geschehen, was da will, wir werden unserm Großherrn folgen.“ Die zwei Halsstarrigen wurden zurückbehalten und zum Schanzbau zu Schwetitz verwendet. Die zwei andern Türken, welche sehr hübsche junge Leute waren, bezeigten große Ehrfurcht gegen Joseph, hielten ihre Turbans in den Händen und erklärten sich, seinen Befehlen Gehorsam erweisen zu wollen; auch waren sie so bescheiden, daß sie sich wegen des Viehes, welches ihnen die Gränzer unterwegs abgenommen hatten, mit keinem Wörtchen beschwerten. Diese wurden von dem Monarchen in Gegenwart ihrer stutzigen Kameraden beschenkt, mit Päßsen versehen, und mit dem Beisatze wieder nach ihrer Heimath entlassen, sie sollten es ihren Landsleuten erzählen, was ihnen der deutsche Kaiser selbst gethan und gesagt habe.

Als der Kaiser von Zengg nach Karlstadt reisete, stellte sich ihm der berufene Rogaber, das Haupt aller venetianischen Banditen mit noch einem seines Anhangs vor, und bat um die Erlaubniß, gemeinschaftlich mit dem Grachazer Pfarrer Echubelich ein Corps von 1000 Mann ohne kaiserlichen Vorschuß oder Löhnung errich-

ten zu dürfen. Man weiß aber nicht, was der Kaiser auf diesen Antrag beschlossen hat.

Wie sehr die Vorsicht über Deutschlands Kaiser, Joseph **II.**, wachte, davon hatte man **1788** einen abermaligen ganz auffallenden Beweis, gleich Anfangs des Monats März, zu Laybach erfahren. Von dem ehemaligen Franziskanerkloster in dieser Stadt, das nun zu einem Schulhause zugerichtet ward, und in welchem sich der Monarch am **3.** dieses Monats nach der ihm ganz eigenen Begierde, alles mit seinen Augen zu sehen, eine geraume Zeit verweilet hatte, ist gleich einige Tage darauf, als Joseph Laybach verlassen hatte, ein beträchtlicher Theil eingestürzt. Man erinnert sich hierbei eines ähnlichen Falls in der Geschichte Kaiser Karls **VI.** Als dieser Monarch im Jahre **1727** von Grätz, wo er die Huldigung annahm, nach Laybach reisete, um sich auch da huldigen zu lassen, stürzte die Decke des Zimmers, in welchem der Monarch zu Marburg übernachtete, gleich nach seiner Abreise ein.

1789.

Man las in öffentlichen Blättern noch verschiedene denkwürdige Umstände von dem Augenblicke, da der Kaiser an der Pforte des Todes war.

Ungeachtet der Monarch erst am grünen Donerstage das heilige Abendmahl empfangen hatte, verlangte er doch am **15.** dieses Monats April, öffentlich mit der

letzten Wegzehrung versehen zu werden. Der Monarch erhob sich, ungeachtet seiner Schwäche, aus dem Bette, ließ sich ankleiden, und wollte den König aller Könige nicht anders als knieend empfangen. Der päpstliche Nuntius und der Kardinal Erzbischof führten ihn unter dem Arm vom Sopha zum Knieschemel bei dem Empfange des Abendmahls. Die Beichte hatte er schon in der Nacht bei dem Herrn Burgpfarrer abgelegt. Der Muth des Monarchen in den gefahrvollsten Stunden war außerordentlich, und er sah dem Tode mit der männlichen Gleichgültigkeit entgegen, die er so oft bei gesundem Leibe blicken ließ.

Am 17. April ließ sich der Monarch zum ersten Mal in seinem Leben rasiren; da er dieß sonst immer selbst that. Da niemand von seinen Leuten sich deswegen auf Rasiren gelegt hatte, so holte man auf dessen Befehl den ersten besten Barbiergesellen aus einem Gewölbe herbei. Nach geschehener Arbeit beschenkte ihn der Kaiser mit drei Souverainď'or und sagte zu ihm. „Er ist der erste, der mir ins Gesicht greift."

In welchem Grade der redliche obersteiermärkische Landmann die Wohlthaten fühlte, die ihm sein dermaliger Landesfürst zufließen ließ, davon ist folgender Brief aus Kapfenberg vom 12. April ein redender Beweis: „Die Liebe des hiesigen Landesvolks gegen seinen Monarchen (heißt es in diesem Briefe) erhellet aus der ungeheuchelten Sorgfalt für die Gesundheit desselben. Kaum hatte sich der Ruf von der Krankheit Sr. Majestät verbreitet, als sich im Pfarrhofe zu Gräz sowohl, als in Bruck, mehrere Bauern einfanden, um Messen für die Erhaltung dieses theuersten Landesvaters zu

zahlen; und von Zeit zu Zeit erkundigten sie sich sehr sorgfältig über Höchstdesselben Genesung.

Da der kaiserliche Bereiter Fillinger von den Gesundheitsumständen des Monarchen Verschiedenes reden hörte, wollte er sich davon selbst überzeugen. Er ging also nach Laxenburg, ließ sich bei dem Monarchen anmelden, der ihn auch vorließ. Als er ins Zimmer trat, fragte der Kaiser, ob es etwas Neues gebe? — Nein, antwortete Fillinger, blos das heftigste Verlangen Eure Majestät zu sehen, trieb mich hierher, da man so Verschiedenes von Euer Majestät Krankheit spricht. — „Wohlan, seh' Er mich nur recht an," erwiederte der Kaiser, „und dann kann Er wieder gehen."

Am 7. Juli kam zu Laxenburg ein von den Ständen von Brabant abgefertigter Kourier an, der Befehl zu haben sagte, seine Depeschen nur unmittelbar dem Kaiser übergeben zu dürfen. Der Monarch ließ sich ankleiden, stellte sich zwischen die Thüre, und nahm ihm sein Paquet mit den Worten ab: **„Le Comte de Trautmannsdorf y sera reponse; en attendant dites à vos Etats, que je ne suis ni mort ni mourant.** (D. i.: „Der Graf von Trautmannsdorf wird die Antwort darauf geben; indessen sagt Euren Ständen, daß ich weder gestorben, noch tödtlich krank bin."

In der Mitte des August sprach man zu Wien mit gerechtem Lobe von dem schönen Beispiel der uner-

schütterlichen Treue, welches die österreichisch=niederländischen Regimenter in den letztern Unruhen gegeben hatten. Der Monarch selbst war darüber gerührt, und man will ihn sagen gehört haben: „daß er, sobald der Friede erfolge, eine niederländische Nobelgarde errichten wolle, und daß dieß der geringste Beweis seiner Dankbarkeit und Achtung sei, den er seinen braven Truppen in den Niederlanden geben könnte."

Den 9. September geruhte der Kaiser den Herren Medicis folgende Geschenke für ihre bei Höchstdenselben gehabte Mühe in dem geheimen Zahlamt anzuweisen. Der Herr Leibmedicus, Baron von Störk erhielt einen Ring von 7000 Dukaten Werth, nebst einer Anweisung von 12,000 fl. Der alte Herr von Brambilla einen Ring in Werth 3000 fl. und eine Anweisung von 12,000 fl. Der Herr von Kollmann eine Dose im Werth von 1000 fl. und eine Anweisung von 6000 fl. Das nämliche erhielt auch der junge Herr von Brambilla; der Herr Kammerfourier Lenobel 1000 Dukaten.

Gegen das Ende des Aprils erhielt der Monarch Depeschen aus Constantinopel, worüber er eine besondere Zufriedenheit äußerte und sagte: „Guter Sultan! Ich wünsche selbst Ruhe und Frieden."

Als dem Monarchen um diese Zeit von dem Hofkriegsrathe der verlangte summarische Ueberschlag der dießjährigen Kriegskosten überreicht wurde, und derselbe auf 50 Millionen angegeben war, sagte Joseph: „Und

ich hoffe, wenn anders mein Plan zu Stande kommt, noch von diesen viel zu ersparen.“

Man sagte 1799, der Kaiser habe einen gewissen Abbé zu Laxenburg um eine Grabschrift ersucht. Mit Anfang des Monats September erfuhr man diese Grabschrift wirklich, sie lautet:

Ici git
Joseph deux, Empereur, et heros.
Qui ne connut jamais le repos,
Il sacrifie sa vie
Pour la gloire de la patrie:
A son peuple il fit le bien, qu'il pouvoit faire,
Sans employer la force à des principes contraires,
Quoi qu'il savoit bien, qu'un Prince ne fait pas
Du bien à ses sujets avant sont trêpas.
Affable à tous, allant sans gardes, ni soldats.
De l'Europe fut le plus puissant Potentat,
Rome vint voir en auguste Prelat
Le Vainqueur du fanatisme de ses Etats,
En reformant les Abus, qu'il enseigne;
Il doit servir de Model au prince, qui regne.

(Hier liegt Joseph der Zweite, Kaiser und Held, der in seinem Leben keine Ruhe kannte; Er opferte sein Leben für den Ruhm seines Vaterlandes auf. Seinem Volke that er so viel Gutes, als er konnte, ohne Gewalt zu gebrauchen, die gegen seine Grundsätze ist; ob er gleich wußte, daß das Gute, was ein Fürst thut, nur erst nach dessen Tode erkannt wird. Redselig gegen jedermann, ohne Wache unter den Seinigen einherwan-

delnd, war er der mächtigste Potentat Europens. Roms hoher Prälat kam, den Besieger des Fanatismus seiner Staaten zu sehen, der die Mißbräuche abschafft, so er lehret. Dem Fürsten, so nach ihm regiert, muß er zum Muster dienen.)

Der Schleier, der bisher auf den Gesundheitsumständen des Kaisers lag, ward nun auf einmal ganz weggezogen. Joseph selbst hob ihn auf, nachdem er lange nicht im Stande war, von seinen Aerzten die wahre Beschaffenheit seiner Krankheit zu erfahren. Er ließ am 5. Februar den Doctor von Quarin kommen, der seit drei Monaten sein gewöhnlicher Arzt gewesen war. Nach einigen Fragen über die Symptome seiner Krankheit, drang er stark in ihn, die Wahrheit nicht zu verhehlen. Herr von Quarin, der da sah, daß der Kaiser sie schlechterdings wissen wollte, erklärte ihm, mit einem Ausbruch von Thränen, daß die Krankheit unheilbar sei. Hierauf verlangte der Kaiser zu wissen, ob er noch einige Zeit damit zubringen würde? — Ja, sagte der Arzt, aber, fügte er hinzu: diese Krankheit ist eine von denen, wo die Patienten jeden Augenblick ihrem Tode entgegen sehen können. Nach einigem Stillschweigen entließ der Monarch mit der größten Danksagung den Arzt. An dem nämlichen Tage empfing Herr von Quarin ein sehr verbindliches Billet, und die Summe von **10,000** Gulden, nebst dem Titel eines Barons für sich und seine Nachkommen.

Joseph war auf alles gefaßt, und man kann mit Wahrheit sagen, daß Er allein ohne Erschütterung an diesen Todesfall dachte. Mit der vollkommensten Ruhe

der Seele sah der Monarch, bis zum letzten Hauch, seiner Auflösung entgegen, nahm schriftlich und mündlich von seiner durchlauchtigsten Familie, und allen, die ihm werth waren, mehr um sie zu trösten, als selbst zu klagen, Abschied, und hörte bis an seine Todesstunde nicht auf, alle Staatsgeschäfte so angelegentlich zu besorgen, daß man sagen kann, er sei in Ausübung der Pflichten gestorben, von denen er in seinem Herzen von jeher so hohe Begriffe genährt hatte. Besonders aber wendete er die letzten Wochen seiner Regierung an, neue Wohlthaten über seine Völker und einzelne Unterthanen zu verbreiten. Entschlossenheit und Gelassenheit zeigte sich in jeder Handlung, in jedem Worte des seinem Ende nahenden Fürsten. So sagte er noch am 14. Februar, zu einem der Konferenzminister: „Ich weiß nicht, ob der Dichter so ganz Recht hat, wenn er schreibt: **Et du Trône au cercueil le passage est terrible** (furchtbar, schrecklich ist der Schritt vom Throne zum Grabe). Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig; nur ein wenig gekränkt, durch so viele Lebensplage, so wenig Glückliche, und so viel Undankbare gemacht zu haben; allein das ist das Schicksal der Männer auf dem Throne."

Als der Kaiser am 13. Februar mit dem Hochwürdigen versehen wurde, stürzten dem Helden Loudon beim Eintritt in den Vorsaal die Thränen über die Wangen herab; und es erschütterte die Zuschauer gewaltig, den Mann weinen zu sehen, der im Getümmel der Schlacht, von tausend Leichen umgeben, stets standhaft blieb. Die unerschütterliche Standhaftigkeit des erhabenen Patienten in diesem so wichtigen Zeitpunkte, erregte allgemeine Bewunderung. Er tröstete alles, was ihn umgab, und

blickte mit Heiterkeit in die Schauer des Grabes hinab. Nach Empfang des Hochwürdigen schickte der Monarch unmittelbar nachher zum französischen und neapolitanischen Gesandten, und ließ beiden sagen, er vermuthe, daß nach der feierlichen Handlung, die er so eben vorgenommen, sie ihren Höfen durch Couriere Nachricht von seinem Befinden geben würden, sie möchten aber damit nur noch ein paar Stunden warten, weil er selbst diesen Courieren etwas mitgeben wollte. Gegen 11 Uhr schickte er ihnen hierauf einen Brief an seine beiden Schwestern (die Königin von Frankreich und die Königin von Neapel) die sogar bis zur Aufschrift ganz von seiner eigenen Hand geschrieben waren.

Die Gemahlin des Erzherzogs Franz hatte vielfältig Verlangen bezeigt, ihn zu besuchen, es war ihr aber, ihrer nahe bevorstehenden Entbindung wegen, nicht erlaubt worden. Nachdem der Kaiser am 15. Februar die letzte Oelung empfangen hatte, wollte sich die Erzherzogin durch keine Vorstellung mehr abhalten lassen, ihn noch einmal zu sehen, und er selbst mußte ihrem dringenden Verlangen nachgeben; nur ließ er sie bitten, daß sie um ihrer selbstwillen sich fassen und nicht weinen möchte. Dieß versprach sie, und ward nun in einer Sänfte hingetragen. Damit sie über des Kaisers Todtenblässe und über seine Abgezehrtheit nicht erschrecken möchte, ließ er, ehe sie ins Zimmer trat, die Fensterladen zumachen, und es ward in einer Ecke bloß ein Nachtlicht angezündet. Man kann denken, unter was für Empfindungen sie in das Sterbezimmer des Monarchen trat, der ihr so viele Beweise seiner Vorsorge gegeben hatte, und den sie deshalb überaus hochschätzte. Kaum war sie bis zu seinem Sitze hingewankt, und hatte ne-

ben demselben Platz genommen, als schon die ersten Worte, die der Kaiser mit bebender Stimme zu ihr sagte, sie dermaßen erschütterten, daß sie ohnmächtig ward, und in diesem Zustande der Betäubung wieder hinaus gebracht werden mußte, ohne daß sie weder etwas hatte sagen, noch von dem, was er ihr zu sagen gedachte, etwas vernehmen können. Es war dieß ein seelenerschütternder Auftritt. Der Monarch ermahnte sie zur Geduld, und zum Vertrauen auf Gott; bat sie, ihre Frucht im Mutterleibe zu schonen, und sich durch Traurigkeit nicht zu kränken; und bezeugte ihr, daß ihn sein Zustand nur deswegen schmerzte, weil eben die Zeit ihrer Entbindung vorhanden sei. Er gab ihr seinen Segen und entließ sie.

Wie schon gesagt worden, so hatte die Erzherzogin in der Nacht auf den 17. Februar die ersten Geburtswehen empfunden, und man meldete dieses sogleich dem Kaiser. Von diesem Augenblick an war er sehr unruhig, und schickte öfters zu ihr, um Nachrichten von ihren Umständen zu erhalten. Diese lauteten nicht erwünscht, und man mußte dem Monarchen jedesmal sagen, daß sie noch stark litt, bis man ihm meldete, daß die Erzherzogin von einer Prinzessin glücklich sei entbunden worden. Ungeachtet des schlechten Zustandes, in welchem der Kaiser sich selbst befand, war er doch sehr vergnügt, er beschäftigte sich mit den Geschenken, die er für die Erzherzogin bestimmte, und ließ ihr sehr viel Verbindliches sagen, um sie zu trösten.

Der Graf von Rosenberg erschien gegen 8 Uhr des andern Morgens in dem Zimmer des Monarchen, der ihm wie gewöhnlich guten Morgen sagte, und sich nach der Erzherzogin erkundigte. Der Graf sagte ihm, sie

befände sich schlecht; und als der Kaiser vermuthete, daß hier blos die Rede von den Folgen der schweren Entbindung sei, so sagte ihm der Graf, sie sei in Gefahr. Hierauf fragte der Kaiser, ob der Graf es für nöthig halte, daß man sie mit dem Hochwürdigen versehe; und da der Graf versetzte, daß es zu spät sei, so sah der Kaiser nun, daß er eine geliebte Nichte verloren habe. Er stützte den Kopf auf seine Hände, und rief: „Und ich lebe noch? — Herr, dein Wille geschehe!" — Nachdem er nun **10** Minuten lang in sprachloser Betäubung gesessen hatte, gab er die Befehle zu ihrem Begräbniß, und setzte hinzu, daß, weil der Körper der Prinzessin dem seinigen Platz machen müßte, so könnte sie keine drei Tage in der Kapelle ausgesetzt stehen, und es wäre also nöthig, daß man sie heute begrübe.

Es ist unläugbar, daß dieser unvorhergesehene Todesfall den Kaiser sehr stark ergriff, und seine ganze Hoffnung zu Boden schlug; denn Elisabeths Verbindung mit seinem Enkel Franz, war ganz sein Lieblingswerk gewesen. Dieß war der tödtlichste Stoß, welcher ihn bei seinen ohnehin unheilbaren Umständen treffen konnte. Auch sagte er öffentlich, daß er dadurch sich gänzlich niedergedrückt fühlte.

Nebst diesem gaben noch die Unruhen in Ungarn, denen noch in Böhmen nachzufolgen drohten, und dann das Gerücht, daß ein gewisser Hof diese Gährungen bewirkt habe, dem kranken Monarchen den Herzensstoß. Er soll sich der wehmüthigen Ausdrücke bedient haben: „Ich will ihnen ja gern alles gestatten, sie sollten mich nur im Frieden zur Grube fahren lassen." — Der Kaiser hatte befohlen, daß man es ihm anzeigen sollte, wenn die ungarische Krone nach Ungarn abgeführt

würde. Als dieses am 18. Februar geschahe, sagte er: „Nun sehe ich, daß der Allmächtige noch bei meinen Lebenszeiten alle meine Werke zertrümmert*).“ Als er von seinem Loudon Abschied nahm, rief er ihm zu: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand, ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, sie zu drücken.“ Am 19. Februar Vormittags gegen 10 Uhr, eben als Fürst Dietrichstein sich bei ihm befand, wurde es ihm plötzlich dunkel vor den Augen. „Nun ist es Zeit, daß wir abbrechen,“ sagte Joseph. „Wir sprechen uns zum letztenmal. Lassen sie mir den Beichtvater hereinkommen.“

Nachmittags um 4 Uhr unterschrieb er noch eine Schrift, schrieb aber Josepf statt Joseph, ungeachtet er noch den Tag zuvor seinen Namen achtzigmal ordentlich unterschrieben hatte. Während den letzten 8 Tagen seines Lebens verschenkte er eine halbe Million Gulden.

In seinem Testamente hatte er der Erzherzogin Elisabeth von seinem Allodial-Vermögen jährlich 80,000 fl. ausgesetzt; nach ihrem Tode änderte er diesen Punkt, und sollte nunmehr diese Summe die neugeborne Prinzessin erhalten. Als der Monarch am 18. Februar vernommen, daß die Oberhofmeisterin der verewigten Elisabeth, Gräfin Chanelos, über den Verlust dieser Prin-

*) Joseph hatte keine Ahnung von den Zeiten, welche kommen sollten und welche große Mission des Himmels er vollbracht hatte. Josephs Werke sind nicht untergegangen, seine Gesetzbücher sind die Grundlage der neuen, sein Geist hat selbst in Ungarn Früchte getragen und wenn Oesterreich die Revolution überwunden hat, so hat es diesen Sieg nur Joseph zu danken. Ohne Josephs Reform gäbe es keinen österreichischen Kaiser mehr und ganz Europa hätte eine andere Gestalt.

zessin ganz untröstlich war, schrieb er ihr ein schmeichelhaftes Billet, um sie zu trösten, und ihr zugleich für die Sorgfalt zu danken, die sie seit 8 Jahren für die Erzherzogin bewiesen habe. Dieses Billet begleitete er mit einer Assignation von **100,000** Gulden, damit sie künftig in Ruhe und ohne Beschwerde leben könnte. Auch der Erzherzog Franz ließ derselben sagen, daß sie ihm vieles Vergnügen machen würde, wenn sie sich, was sie nur wollte, aus dem Nachlasse seiner Gemahlin aussuchen wollte. Auch zahlte er alle Pensionen fort, die seine liebenswürdige Gemahlin ausgesetzt hatte. — Dem Feldmarschall Loudon soll der Monarch ein Gut in Ungarn und eins in Böhmen vermacht haben. Dem Burgpfarrer, einem sehr würdigen Manne, setzte er noch eine Zulage bei von **300** fl. jährlich und auf Zeitlebens ꝛc.

Während seiner ganzen Krankheit bei unaussprechlichem Leiden, hatte er beinahe noch immer eben so viel und so eifrig gearbeitet, wie in seinen gesunden Tagen. Noch am **19.** Februar that er dieses.

Jetzt ergriff er den Zeitpunkt, noch einige Rosen auf den Altar der Freundschaft zu streuen, ehe er ganz verwelkte.

Er schrieb an seinen getreuen Nestor, dem Fürsten Kaunitz, der ihm so eben ein Billet geschickt hatte, in französischer Sprache:

Lieber Freund! Ich bin von dem Ausdruck Ihrer Theilnahme ganz gerührt; allein was kann ich bei den Verhängnissen der Vorsicht anders thun, als mich denselben unterwerfen. Was Sie betrifft, empfangen Sie von mir die unbegrenzte Versicherung der vollkommensten Erkenntlichkeit, der größten Hochachtung, und des aufrichtigsten Zutrauens, die Sie vor allen andern ver-

dienen; und sein Sie versichert, daß es mich unendlich schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außer Stande bin, länger Ihre Einsichten zu benutzen. Ich umarme Sie, und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeitpunkte mein Vaterland, das mir so am Herzen liegt."

Joseph.

An den Grafen von Rosenberg schrieb er:

„Mein lieber Graf von Rosenberg! Die Freundschaft hat gewöhnlich ihre Grenzen; aber die Ihrige giebt sich mir ganz hin. Könnte ich die Welt verlassen, ohne Ihnen vorher noch meine ganze Erkenntlichkeit für das zu beweisen, was Sie für mich gethan haben; für alles, was Sie bei dieser langen Krankheit gelitten haben, während welcher Sie sich ganz aufopferten, um mir meine Last tragen zu helfen, und mich zu trösten! — Die Weisheit und Vortrefflichkeit Ihrer Rathschläge, welche mit Ergebenheit Sie bei jedem Anlasse, bis zum letzten Augenblick, gegen mich bewiesen haben, durchdringen mich mit Erkenntlichkeit und Freundschaft. Empfangen Sie die Versicherung derselben, und glauben Sie, daß das einzige, was ich bei meinem Austritt aus der Welt bedaure, die kleine Anzahl von Freunden ist, die ich verlassen muß, und denen ich Ungelegenheit gemacht habe. Leben Sie also wohl. Ich umarme Sie mit freundschaftlichem Herzen. Erinnern Sie sich meiner

Ihres aufrichtigen und empfindungsvollen
Freundes
Joseph.

Nachschr. „Nur meine zitternde Hand hat mich verhindert, Ihnen diese Zeilen mit eigner Hand zu schreiben."

Der Kaiser hatte, wie schon erwähnt worden, eine gewählte Abendgesellschaft, aus Männern und Frauen

gemischt. Die Damen dieses Kränzchens waren, die ebenfalls schon Genannten: die Fürstin (nun auch Wittwe) Karl Lichtenstein, die Fürstin Kinsky, Fürstin Klary und Gräfin Ernst Kaunitz.

An diese Damen schrieb Joseph:

„Mein Ende nahet heran: es ist Zeit, Ihnen durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Freiheit, zu bezeugen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche Wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen, die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag, keiner war mir zu viel, und dieses Vergnügen mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebet zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank erkennen; dieses alles ist in derselben vereinigt, so daß ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl! Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweiset meinen Zustand."

Joseph.

Was der Monarch etwa sonst noch an andere Vertraute geschrieben haben mag, ist nicht bekannt geworden.

Die arbeitenden Secretaire blieben den ganzen Tag über bei ihm, und bis um 10 Uhr Nachts. Rosenberg und Lascy machten ihm an diesem letzten seiner Abende noch einen Besuch. Er hatte schon um Mittagszeit eine Anwandelung von Ohnmacht, ergriff aber sein Riechfläschchen, und ermunterte seine Sinne. Die Arbeit des Dictirens, Expedirens, Unterschreibens, ging immer fort.

Um 10 Uhr entließ er die Secretaire und legte sich zu Bette. Den Tag über saß er schon seit einigen Wochen in einem großen Schlafsessel, oder ging im Zimmer herum spazieren, dabei war er stets angekleidet, trug Stiefeln und einen Frack oder Kapot.

Als er sich niedergelegt hatte, mußte ein Kammerlakei neben seinem Bette wachen. In einem Nebenzimmer ruhten Störk und Brambilla, und ein vor wenigen Tagen zum Beichtvater ernannter Augustiner.

Der Monarch fing an zu schlummern, phantasirte halb schlafend und halb wachend, von Dingen, die eben jetzt der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit waren; ermunterte sich und sprach dann mit vollem Bewußtsein; schlummerte und phantasirte wieder, und so dauerte es wechselsweise fort, bis gegen 5 Uhr Morgens am 20. Februar. Jetzt wurde er vollkommen munter, und fühlte sich doch übel. Er verlangte eine Suppe; man brachte sie, und ließ zugleich die Aerzte ins Zimmer treten. Störk fühlte ihm den Puls, und fand beinahe keinen mehr. Ohne dem Monarchen dieses zu entdecken, sagte er bloß, daß auch der Beichtvater im Nebenzimmer sei, wenn ihn Se. Majestät etwa sprechen wollten. Der Kaiser verstand vermuthlich den Wink, und ließ den Augustiner rufen. Dieser las ihm ganz gelassen aus einem Erbauungsbuche vor. Joseph wollte von der gebrachten Suppe etwas nehmen, vermochte es aber nicht mehr. Er sank zurück, hatte etwa fünf Minuten lang Zuckungen, und war vier Minuten nach 5 Uhr Morgens den 20. Februar 1790 todt. Der Fürst von Dietrichstein, der Graf Rosenberg und der Erzherzog Franz hatten ihn keinen Augenblick verlassen. — Bestürzung, Schmerz, Mitleid waren nun auf allen Ge-

sichtern. — Ein erschütternder Fall! Man stelle sich einen Hof vor, wo zu gleicher Zeit die Körper eines in dem 49. Jahre seines Alters verstorbenen allgeliebten und von seinen Anhängern mit Fanatismus angebeteten Kaisers, und einer 22jährigen Prinzessin ausgestellt sind, und dann wird man sich ein Bild von Wien machen können. Mit Recht bejammerte man den Tod eines Fürsten, dessen vortreffliche Eigenschaften selbst Preußens großer Friedrich hochschätzte.

Gleich nach dem Tode des Kaisers verfügte sich der Erzherzog Franz nebst dem Grafen Rosenberg in das Kabinet, wo der Erzherzog den noch schreibenden Kabinetssecretair, aus dem Kabinet zu gehen befahl, und versiegelte alle Kasten, wo er glaubte, daß Schriften darin seien, mit eigener Hand, und stellte daselbst die Wache an. Hierauf erließ er an alle Hofstellen ein Handbillet, worin alle Beamte ad interim bestätigt wurden, und sogleich befohlen ward, daß man den Titel: Kaiserlich auslassen, und bis die neuen Wappen gestochen sein würden, sich der Präsidenten ihrer bedienen sollte. Der geheime Staatsrath übernahm die Regierungsgeschäfte, und der k. Obersthofmeister, Fürst von Stahrenberg ertheilte die erforderlichen Befehle zur Besorgung des Leichnams, und der Reichshofvicekanzler, Fürst von Colloredo-Mannsfeld, als Vertreter des hohen Reichserzkanzlers vollzog die Sperrung des Reichshofraths. Auch das Militair, welches gegen den Feind zu Felde war, mußte trauern. Die Officiere mußten selbst in der Schlachtordnung mit den Trauerzeichen aufmarschiren, die Fahnen konnten jedoch fliegend sein, mußten aber an der Spitze ein schwarzes Zeichen haben.

Der Kaiser hatte verboten, den Leichnam der Erz-

herzogin zu öffnen, auch seinen verbot er zu öffnen, mit dem Beisatz: „Seine Krankheit sei sichtbar genug gewesen, man würde also durch die Oeffnung des Leichnams nichts weiter lernen.“

An demselben Tage, Abends um 7 Uhr, wurde, wie schon gesagt, die Erzherzogin begraben.

Nach dem Hintritte weiland Sr. Röm. K. K. apostolischen Majestät, wurde der Leichnam in die Feldmarschallsuniform gekleidet, in dem kaiserlichen Audienzzimmer auf eine mit schwarzem Tuch bedeckte Stufe gelegt, und dabei ein Kruzifix nebst brennenden Wachskerzen aufgestellt. Am Sonntage, den 21. Abends, wurde der Höchste Leichnam in den inwendig mit Goldstoff und auswendig mit schwarzem Sammet und goldenen Borten überzogenen Sarg gelegt, und nach vorläufiger, durch den Hof- und Burgpfarrer verrichteten, Einsegnung, von den kaiserl. königl. Kammerdienern, unter Begleitung der Edelknaben, welche brennende Wachsfackeln trugen, einer Anzahl von Leibgarden und des hinterlassenen kaiserl. königl. obersten Kämmerers, wie auch einiger Kammerherren in die Hofburgpfarrkirche übertragen, welche ganz schwarz behangen, und mit kaiserl. königl. Wappen ausgeziert, und in deren Mitte eine vier Stufen hohe, prächtig erleuchtete Trauerbühne errichtet war, auf die nun die Leiche in dem Sarge der öffentlichen Schau ausgestellt wurde. Neben dem Sarge zu beiden Seiten lagen auf schwarzsammetnen Polstern die Reichskrone sammt dem Zepter und Reichsapfel, die kaiserliche Hauskrone, die ungarische und böhmische Krone, der Erzherzogliche Hut, die Toison-St. Stephans-Ordensketten, der militairische Marien-Theresienorden, sammt dem auf militairische Art gestülpten Hute mit Quasten und

Kokarde; ferner der Degen, der Stock und die Handschuhe. Die Feldmarschallsuniform des Monarchen war weiß, an den Füßen hatte er Stiefeln mit Sporen, und auf dem Kopfe eine stark gepuderte Perücke. Die Mienen waren zwar unverändert, aber Gesicht und Körper waren sehr abgezehrt.

Die drei adelichen Leibgarden hielten dabei die Wache. Der Sarg war, wie schon gesagt, mit schwarzem Sammet überzogen, und hatte sechs masiv silberne Handhaben, um ihn bequem tragen zu können. Das Gesicht lag gegen den Hochaltar. Auf diesen und den zwei Seitenaltären wurden bis Mittagszeit Messen gelesen, bei welchen die Minister, geheimen Räthe und Kämmerer, wie auch vornehme Damen ihr Gebet verrichteten. Des Morgens und Abends wurde von der Hofmusik das Miserere abgesungen. Montags den **22.**, Nachmittags um **3** Uhr, besetzten die Wachen alle die Gassen und Zugänge, wo die Leiche zu passiren hatte. Um **4** Uhr mußte sich alles entfernen. Um **5** Uhr ging der Leichenzug aus der Pfarrkirche, der P. P. Augustiner, über den Spitalplatz bis an die Kapuzinerkirche, in folgender Ordnung: Ein Kommando von der Kavallerie, dann die sämmtlichen Spitalleute, hierauf alle Ordensgeistliche mit brennenden Wachskerzen, die sämmtlichen Pfarrer der Stadt und der Vorstädte, der Stadtmagistrat, die Nieder-Oesterreischen Landstände, die Räthe vom Reichshofrath, wie auch von den Hof- und Landesstellen, ohne Beobachtung eines Ranges, alle in Trauerkleidern und schwarzen Mänteln, ferner der hinterlassene Hofstaat, von allen Hofstäben, in der vorgeschriebenen Trauerkleidung, machte die erste Abtheilung des Leichenzuges aus.

Bis diese an die Kapuzinerkirche kamen, hatten sich mittlerweile die hinterlassenen obersten Hofämter, ferner die Ritter des goldenen Vliesses, die Großkreuz-Kommandeurs und Ritter des Marien-Theresienordens, die geheimen Räthe, Kammerherren und der äußerste Hofstaat, die Damen, endlich der Rector Magnificus, und die vier Dechanten der Universität, wie auch das dortige Metropolitankapitel, in der Kapuzinerkirche versammelt. Vom Josephplatz an bis zu dieser Kirche waren brennende Pechpfannen aufgestellt, und längs derselben zu beiden Seiten machte das Militair eine geschlossene Reihe. Auf dem neuen Markte paradirte ein Bataillon Infanterie und ein Kommando Kavallerie.

Um 6 Uhr verkündigte das Läuten aller Glocken, daß der Sarg gehoben werden sollte. In der Burg machte die daselbst befindliche Wache mit gesenktem Gewehr Parade, und man hörte die gedämpfte Trauermusik, die die Umstehenden zum Weinen brachte. Der Abend war hell, klar und nicht kalt.

Gleich nach 6 Uhr wurde der Leichnam von dem Trauergerüste durch kaiserl. königl. Kammerdiener erhoben, der Sarg verschlossen, und von dem Hofburgpfarrer, unter Assistirung des Hofceremoniarii und der Hofkapläne, und im Beisein der mit brennenden Fackeln versehenen Edelknaben, der Leibgarden, des obersten Kämmerers und des obersten Stallmeisters, wie auch der anwesenden drei Gardekapitaine, eingesegnet, und in den mit 6 Pferden bespannten, ringsumher mit Gläsern versehenen schwarzdrapirten Hofleichenwagen übertragen.

Hierauf ging der weitere Leichenzug über den Josephplatz, nebst den P. P. Augustinern vorbei, über den Spitalplatz, in folgender Ordnung zur Kapuzinerkirche:

Voraus ritt Kavallerie, dann folgten 1) zwei Einspänner; 2) drei viersitzige Hofwagen, mit Hofkammerdienern und Kammerfourieren; 3) ein sechsspänniger Hofwagen, worin die drei anwesenden, kaiserl. königl. Leibgardenkapitaine saßen, und 4) ein zweiter sechsspänniger Hofwagen, mit dem obersten Kämmerer und dem obersten Stallmeister; hierauf folgten 5) die kaiserl. königl. Läufer und Leiblakaien in Trauerkleidung; endlich 6) der Leichenwagen mit dem auf Polstern erhaben liegenden Sarge. Zu jeder Seite des Schlages gingen zwei Hoflakaien, dann rechts und links Edelknaben mit brennenden Kerzen und weiter vorwärts, nächst denselben, die Arciren und Leibgarden zu Fuß. Nach dem Leichenwagen folgte 7) die königl. ungarische Leibgarde zu Pferde mit entblößtem Seitengewehr, unter dem Spiele der mit Tuch bedeckten Pauken und gedämpften Trompeten. Den Zug schlossen 8) eine Kompagnie Grenadiere und ein Kommando Kavallerie.

Bei Anlangung an der Kirchthüre wurde der Sarg von Hofkammerdienern aus dem Wagen gehoben, und auf die in der Kirche errichtete mit Goldstoff bedeckte Bühne gestellt, allda von dem Wiener Kardinalerzbischofe Migazzy, unter Assistirung mehrerer Bischöfe, und der niederösterreichischen Prälaten, mit Würde und Salbung eingesegnet. Sodann übernahmen die Kammerherren den Sarg, und trugen ihn zu der in dieser Kirche befindlichen erzherzoglichen österreichischen Gruft. Die P. P. Kapuziner Guardiane, übernahmen ihn darauf und brachten ihn, unter Vorausstretung vieler Ordensleute, die mit brennenden Kerzen versehen waren, bis an das eiserne Thor, welches (wie bei solchen Fällen gewöhnlich ist) verschlossen war. Einer von ihnen klopfte

an, und der Pater Guardian fragte, wer da sei? — „Der Leichnam des Durchlauchtigsten Kaisers Joseph des Zweiten.“ Nach dreimaligem Fragen und dreimaliger Antwort wurde das Thor geöffnet, und der Sarg hineingetragen. Der oberste Hofmeister ließ sodann den Sarg durch einen Kammerfourier eröffnen, und zeigte den anwesenden P. P. Kapuzinern den Leichnam, welcher hier von dem Kardinal-Erzbischof zum letztenmal eingesegnet worden war. Nach Eröffnung des Sarges verlas der Pater Guardian, den auf eine Rolle geschriebenen Titel des Monarchen, und legte solche im Sarge zu den Füßen des Leichnams. Die andere übernahm der Oberhofmeister, die dritte wird bei Hofe aufbewahrt, und die vierte gehört den ehrwürdigen Augustinern. Nachdem hierauf der Pater Guardian des Klosters feierlichst die beste Obsorge angelobt hatte, wurde der Sarg verschlossen, und ihm einer der beiden Schlüssel übergeben. Auf diese Weise war die feierlichste Zeremonie vollbracht.

Am folgenden Tage nahmen in der Hofkirche der Augustiner in der Stadt die Todtenvigilien den Anfang, zu welcher Feierlichkeit die Kirche, nach Angabe des Hofarchitektes von Hohenberg, folgendermaßen eingerichtet war: in der Mitte stand ein sechs und zwanzig Schuh hohes Trauergerüst. Ueber solches hing ein schwarzsammetner Prachthimmel, der mit Gold besetzt und auf den vier Eckspitzen mit kaiserlichen Adlern versehen war, mit so vielen herablaufenden schwarz untermengten ausgebreiteten Goldstoffen. Auf dem Trauergerüst stand ein Sarg, worauf nebst dem Kruzifix auf reichen Kissen die Reichsinsignien und Kleinoden, sammt der Reichs-, ungarischen, böhmischen und der Haus-

krone, wie auch der österreichische Erzherzogenhut und die Ordenszeichen, der Feldmarschallsstab, Hut und Degen, und die Schärpe lagen. Auf den acht Stufen des Gerüstes, welches reich geziert und ringsumher mit kaiserlichen königlichen Wappen behangen war, standen 372 silberne Leuchter, und an den vier Ecken Piramiden, jede mit 72 Wachskerzen besteckt. Die ganze Kirche war durchaus schwarz behangen, mit 80 Wand- und Spiegelleuchtern, zwischen welchen auch Wappen eingetheilt waren, und mit 45 Lüstern versehen. Der Hochaltar war mit dem reichgestickten Kreuztuche ganz überzogen, und mit den kaiserlichen königlichen Trauerwappen geziert. Ueberhaupt brannten 1700 Wachslichter.

Er starb als ein Weiser und als ein Christ! — Als der Monarch, wie schon gesagt, am 13. Februar das Abendmahl empfing, betete er: „Herr, der du allein mein Herz kennst, dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich alles, was ich unternahm und befahl, aus keinen anderen Absichten, als zum Wohl und Besten meiner Unterthanen meinte; dein Wille geschehe!" — Kurz vor seinem Ende, als man mit ihm aus seinem Gebetbuche betete, sagte er: „Nun ists genug! dieß Gebetbuch werde ich auch nicht brauchen, ich schenke es Ihnen (zum Beichtvater), behalten Sie es zum Andenken. Jetzt beten Sie mir vor: „In deine Hände, o Herr, befehl ich meinen Geist!" Seine Sinne schwanden, und nach zehn Minuten war er todt.

Sein Testament war ein redender Zug seines originellen Charakters. Es bestand aus sechs Zeilen, und enthielt nichts anders, als daß Joseph seinen Bruder, Peter Leopold, zum Universalerben erklärte.

Als Kodicill war beigelegt: Seine Secretaire und

diejenigen Hofleute, welche unmittelbar seine Person bedient haben, sollen lebenslänglich ihren ganzen Gehalt fort genießen.

Kaiser Joseph der Zweite hatte weder aus seiner ersten, noch aus seiner zweiten Ehe einen Leibeserben übrig.

Um das Freundschaftsband zwischen Oesterreich und Rußland desto fester zu knüpfen, wurde die Heirath seines Neffen Franz, erstgebornen Sohnes von seinem Bruder Leopold in Toscana mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrichs Eugen von Würtemberg, beschlossen.

Schon im Jahre **1781** kam die Prinzessin mit ihren Aeltern nach Wien. Im Jahre **1782** kam sie mit dem Großfürsten und der Großfürstin von Rußland, (ihrer Schwester) wieder, und blieb nun da als künftige Braut des Erzherzogs. Nach erhaltenem Unterricht bekannte sie sich zur römisch-katholischen Religion. Im Jahre **1785** führte Leopold seinen Erstgebornen nach Wien, der von dieser Zeit an ebenfalls daselbst verblieb, seine Erziehung und Bildung ganz vollendete, und am 6. Januar **1788** mit der Prinzessin Elisabeth von Würtemberg getraut ward. Die Anhänglichkeit dieser Prinzessin an Joseph war so groß, daß man ihren Tod hauptsächlich dem erzählten schrecklichen Eindruck zuschreibt, welchen der Anblick des todtkranken Kaisers auf sie gemacht hatte. Joseph selbst liebte sie wie seine Tochter, sie war die einzige Freude seiner letzten Tage — auch dieser Trost sollte ihm noch vor seinem Ende ge-

nommen werden, um der Welt ein Beispiel zu geben, daß der Himmel Jene vor Allem züchtigt, welche er vor Allen liebt.

Der General-Feldmarschall Haddik hat seinen Tod an dem Krankenbette Josephs geholt; denn als Se. Majestät beim Abschiednehmen ihm noch die Hand drückte, so überfiel ihn ein Schauer, der ihn zwang, sich gleich nach seiner Nachhausekunft zu Bette zu legen, worauf er am 12. März seinen Geist aufgab. So hatte also der Schmerz über Josephs Tod zwei Opfer. Gewiß das einzige Beispiel in der Geschichte, daß der Schmerz über das Ende eines Monarchen Menschen getödtet hat, welche durch seinen Verlust nichts verloren, als eben ihn.

Was kann man Größeres zu seinem Lobe sagen!

Ueber die Ursache des frühen Todes eines Monarchen, der so viele Feinde sich gemacht hatte, waren allerlei Gerüchte im Umlauf. Man sprach von Vergiftung und bezeichnete bald die Geistlichkeit, bald den ungarischen Adel als Urheber derselben. Der kaiserliche Leibarzt Quarin giebt jedoch ein wichtiges Zeugniß gegen diese Ausstreuungen in seinen in lateinischer Sprache abgefaßten medizinischen Schriften, worin er die Krankheit als eine Lungenkrankheit bezeichnet, deren Keim schon lange Joseph in sich getragen habe. Ob nun dieser Krankheit ursprünglich Unvorsichtigkeiten im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte und gefährliche Arzneien zu Grunde

gelegen haben oder nicht, dieß läßt Quarin aus begreiflicher Ehrfurcht im Dunkel. Gewiß ist es, daß das Meiste zu seinem frühen Tod bei einer rüstigen Konstitution die ununterbrochene Aufregung seines Gemüthes beigetragen hat, und somit wäre bei einer so natürlichen Ursache, jede andere Vermuthung unnatürlich.

Zweites Buch.

1781.

Zu Anfang des October erhielten verschiedene Personen durch die Gnade des Monarchen ihre Pensionen wieder, welche nach dem ergriffenen Systeme derselben verlustig gewesen wären, weil drückende Armuth ihr Loos geworden sein würde. Er verharrte streng auf seinen Reformen, suchte aber immer die dadurch Leidenden — die kleine Minderzahl — zu entschädigen.

1782.

Als der neu erwählte Prälat von Kloster-Neuburg bei Sr. Majestät dem Kaiser zur Audienz kam, und sich **pro Confirmatione** fußfälligst bedankte, überreichte derselbe dem Monarchen ein zusammengerolltes Papier, worauf geschrieben stand: Freimüthiges Geständniß des Prälaten von Kloster-Neuburg. Inwendig war eine getreue Konsignation aller Baarschaften und liegenden

und führenden Habseligkeiten, welche von ganz außerordentlichem Belang waren. Der Kaiser antwortete darauf: „daß Sie zwar nicht gesonnen, die Prälatur einzuziehen, aber nach diesem Verzeichniß würde es doch nicht unbillig sein, wenn man diesen ansehnlichen Vermögens-Status in etwas verminderte.“ —

1782.

Die Kirche zu Laxenburg (der bekannte Lieblings-erholungsort des Monarchen) ist ganz nach dem Geschmacke des Kaisers eingerichtet worden. Alle Gemälde, Gelübdetafeln u. dgl. sind hinausgeschafft worden, und auf dem Altar sieht man nichts als ein sehr schön gearbeitetes Kruzifix. Der Kaiser, (welcher diese Kirche bei seiner Anwesenheit fleißig besuchte), trat selten in einen besondern Stuhl, sondern kniete gewöhnlich in dem ersten besten Stuhl neben den Landleuten nieder. —

1782.

In Schönbrunn fragte einst der Monarch sehr aufgeräumt eine bei dem Conzert anwesende Dame um ihr Wohlbefinden. Diese aber antwortete ihm nach dem in Wien bei Hofe durchgängig herrschenden Gebrauch in französischer Sprache. Der Kaiser war unwillig darüber und sagte: „warum antworten Sie denn nicht deutsch? wir sind ja in Deutschland!“ und ließ sie ste-

hen. Demungeachtet konnte der Kaiser an seinem Hofe der französischen Sitten nicht völlig Herr werden.

1783.

Nützliche Schriftsteller waren Joseph nicht verhaßt, obwohl er die literarische Zunft nicht liebte.

Ein Beweis davon ist, daß der Monarch dem bekannten Hofdiakonus Preuschen von Karlsruhe, zum Zeichen seines allergnädigsten Beifalls, für seine Schrift: Politische Armeeökonomie, ein prächtiges goldnes, mit dem Kaiserlichen Brustbilde und Inschrift: Virtute et exemplo, geziertes Medaillon durch den ersten Staatsminister, Fürsten v. Kaunitz-Rittberg, zugehen ließ. Dieses ermunternde Kaiserliche Geschenk wurde von gedachtem Fürsten mit einem sehr ehrenvollen, in den angenehmsten Ausdrücken für den Verfasser abgefaßten Handschreiben begleitet. Gewiß ein entscheidender Beweis, wie sehr dem erhabenen allgemeinen Menschenfreunde, Deutschlands großem Joseph, Toleranz und weise Wohlthätigkeit am Herzen lagen.

Joseph war nichts weniger als ein skeptischer Philosoph. Sein Benehmen gegen die Deisten beweist, daß ihm viel an dem christlichen Glauben lag.

Die am 24sten Mai von der Patrowizzer Herrschaft in Böhmen angekommenen, zum Militärdienst gezwungenen achtzehn Deisten wurden der Mutterkirche wieder einverleibt, außer diesen aber waren noch andere drei nachgekommen, welche zu gleicher Absicht unterrich-

tet wurden. Am 17ten legten sie das Glaubensbekenntniß in Gegenwart des Generalkommandos und vieler Anwesenden ab, wohnten auch der auf diese Handlung sich beziehenden rührenden, in böhmischer Sprache gehaltenen Predigt bei. Dieses Bekehrungswerk, an welchem schon der würdige Bischof von Königgrätz arbeitete, ward nun ein Werk des Temeswarer Schuldirectors und Weltpriesters Karlizky, eines Mannes, der seinem Stande Ehre macht. Ohne zu wissen, daß die Leute Irrgläubige sind, sprach er sie zufällig als seine Landsleute, und da er ihre Geschichte vernahm, war auch sein Netz binnen einigen Stunden zusammengezogen. Mehr stolz auf seinen Fang als auf ein Mitra, näherte er sich dem anwesenden Monarchen mit dem Verzeichniß seiner eroberten Seelen. — „Wie?" sprach Joseph, „Sie sollten dieses Werk in wenigen Stunden vollendet haben?" „Sechs Stunden ununterbrochen gab ich mir alle Mühe zu Pesth, und sie waren eben so hart auf meine Ermahnung, als auf die von dem Bischof zu Königgräz!" — Ueberzeugt zu werden, nahm der Monarch das Verzeichniß, gab es einem Offizier, und befahl, die Proselyten sollten mit Unterzeichnung eines Kreuzes ihre Einwilligung bestätigen, und als sie auch dieses thaten, ließ er sie den 26sten Mai vor sich kommen, beschenkte sie, vermahnte sie in ihrer eigenen Sprache zur Standhaftigkeit, und gab ihnen Lehren, über welche sie häufige Thränen vergossen. — „Unternehmen Sie noch ferner dieses Werk der Bekehrung," sprach er dann zu ihrem Priester, „unternehmen Sie es zur Ehre Gottes, bauen Sie sich dann eine Stufe in dem Himmel, und machen Sie dadurch Ihrem Stande Ehre." — Gerührt nahm der würdige Theolog seinen irrgläubigen Hau-

fen, und fing noch an dem nämlichen Tage seinen Unterricht an. —

Die Monumente der kaiserlichen Erkenntlichkeit und Achtung der Verdienste, betreffend die beiden großen Generale, Loudon und Lascy, die der Monarch in marmornen Brustbildern von diesen österreichischen Feldherren herstellen ließ, verdienen sowohl ihrer edlen Absicht, als ihrer schönen Arbeit wegen, hier eine Stelle des Andenkens. Sie sind Brustbilder in Lebensgröße, vortrefflich und sehr ähnlich gearbeitet, und beide an dem Tage der großen Militairpromotion zu Wien in dem Saale des Hofkriegsraths, einem dazu so würdigen Orte, aufgestellt worden. Die Inschrift auf der Büste des Feldmarschalls Lascy ist folgende: **Mauritii Lascy, Summi Castrorum Praefecti, qui belli aeque ac pacis artibus clarus, illis vincere, his patriam invictam reddere docuit, Sui in scientia militari Institutoris et Amici Josephus Secundus, Augustus grati animi sui monumentum hoc poni jussit, Anno MDCCLXXXIII.** Die Inschrift auf der Büste des Feldmarschalls Loudon ist diese: **Gedeonis Loudon, Summi Castrorum Praefecti, semper strenui, fortis, felicis, et Civis optimi exemplum Josephus Secundus Augustus in ejus effigie proponi voluit, Anno MDCCLXXXIII.** Der Verfasser dieser Inschriften war der kaiserliche Hofrath, Baron v. Sperges.

Pasquille, welche nicht Josephs eigene Person betrafen und welche in großer Anzahl auftauchten, waren ihm sehr verhaßt.

Ein Beispiel davon: Haschka, ein Dichter zu Wien, hatte eine Ode: Joseph der Zweite, geschrieben, die er zuerst ins deutsche Museum, (welches zu Leipzig herauskam), einrücken ließ. Niemand sagte etwas dawider. Aber Haschka, wegen außerordentlicher Eigenliebe mit der Zahl der Leser des Museums nicht zufrieden, ließ zugleich noch 2 andere Auflagen, und zwar eine in Wien, nicht nur ohne, sondern wider die Befehle der Censur machen, und doch glaubte die Censur, daß man diese Ode toleriren könnte, und fragte hierüber beim Kaiser an. Ueber die Ausdrücke gegen den Pabst:

Gieriger, blutiger, stolzer Mönch du!

dann an den Kaiser selbst:

Spreng unsere
Kette, die hie bevor Niederdeutschland
Selbst abgeschüttelt, beug das unchristliche Oberhaupt,

und mehr dergleichen Ausdrücke, die selbst ein vernünftiger Protestant vermieden haben würde, und die bei dem Exjesuiten Haschka, der unter der vorigen Regierung diesen ganz entgegengesetzte Gesinnungen geäußert hatte, noch auffallender waren, mit Recht aufgebracht, gab der Kaiser die Resolution: „dem Verfasser ist ein scharfer schriftlicher Verweis zu geben, und ihm bis auf meine weitere Verordnung alles Schreiben zu untersagen.“ — Der von Haschka verführte Buchhändler, Herr von Schönfeld, wurde wegen des Drucks um 100 Dukaten gestraft. — Daß in diesem Falle weniger die Ode selbst, als die Art, mit welcher man sie mit Gewalt aller Welt aufdringen wollte, bestraft wurde, davon war Beweis genug, daß in Wien die Werke von Voltaire,

Rousseau, Diderot, d'Argens und Helvetius ohne Anstand öffentlich verkauft wurden.

1784.

In Mailand besuchte der Kaiser, der jedes Talent großmüthig ehrt, auch den ersten Opernhelden, welcher Tages zuvor eine Kaiserrolle vortrefflich gespielt hatte. Der Monarch traf ihn im völligen Negligée an, worüber der Operist in große Verlegenheit gerieth. Aber der Kaiser befreiete ihn bald davon, indem er zu ihm sagte: „Das thut nichts, wir Kaiserleute machen keine Ceremonien unter einander." —

1784.

Es geschah in diesem Jahre, daß, da Joseph in Böhmen war, und Mangel an Korn Böhmen drückte, er selbst Vorrath beiführen und austheilen ließ. Allein die Beamten waren nicht so eifrig in der Austheilung, wie er im Geben. Viele mit Korn beladene Wagen und Karren standen vor der Thür eines Beamten, wo der unbekannte Monarch eben vorbei kommend das Murren der Bauern bemerkte, und sich darnach erkundigte. „Wir warten schon sehr lange," war die Antwort, „und haben noch einen Rückweg von 8 Stunden zu machen." — — „Sie sagen nicht allein die Wahrheit," setzte der anwesende Amtsschreiber hinzu, „sondern die Einwohner dieses Ortes leiden auch darunter, welche der Austheilung begierig entgegen sehen." Der

Kaiser hatte eine ganz einfache Uniform an, und der Beamte hatte große Gesellschaft. Der Monarch trat ins Amthaus und ließ sich durch den Amtsschreiber anmelden. — „Wer sind Sie?“ fragte der Amtmann in einem stolzen Tone. — „Lieutenant in kaiserlichen Diensten,“ antwortete der Monarch. — — „Womit kann ich dem Herrn Lieutenant zu Diensten sein?“ fuhr jener fort.

Der Kaiser. Damit, daß Sie die armen Leute unten abfertigen, die schon so lange warten.

Der Amtmann. Die Bauern können länger warten.

Der Kaiser. Aber, sie haben schon einen so weiten Weg gemacht, und haben eben so lange gewartet.

Der Amtmann. Was trägt Ihnen die Rückkehr der Bauern ein?

Der Kaiser. Man muß menschlich sein, und die Leute ohne Noth nicht plagen.

Der Amtmann. Ihre Sittenlehre, Herr Lieutenant, ist hier am unrechten Orte, ich weiß, was ich zu thun habe.

Länger konnte es der menschenfreundliche Monarch nicht aushalten, seine Geduld brach, da er sah, daß durch Güte jenes Ungeschliffenheit nicht zu bewegen war. „Nun, so muß ich Ihnen eröffnen, Herr Amtmann,“ fuhr der sonst so sanftmüthige Monarch in einem jetzt mehr ernsthafter gestimmten und gebietenden Tone fort: „daß Ihnen das Korn ganz und gar nichts mehr angeht,“ und, sich zu dem Amtsschreiber wendend, sagte er: „Hör' Er, lieber Freund, fertige Er die guten Leute ab. Er ist von jetzt an Amtmann! und Er,“ wieder zu dem Amtmann

gekehrt: „erkenne Er seinen Herrn, der Ihn von seinem Amte absetzt!“

Indem sich der Kaiser bei diesen Worten zu erkennen gab, entfernte er sich, um die bestürzte ansehnliche Gesellschaft in ihrem ferneren Nachdenken nicht zu stören.

Joseph suchte sich immer mit großer Gewissenhaftigkeit aller Verbindlichkeit zu entledigen — selbst wenn die Ansprüche längst verjährt waren.

So erhielt eine gewisse Frau — das Ihrige nach Recht und Gerechtigkeit, — deren Großvater zu Kaiser Karls des Sechsten Zeiten eine Forderung von **60,000** Gulden an den Hof machte, die ihr Vater auch erneuert hatte; sie wendete sich nämlich dieserwegen, noch vor der Abreise des Kaisers nach Italien, an den Monarchen selbst, der die Sache untersuchen, und ihr dann nicht allein das volle Kapital, sondern auch sogar die sämmtlich betragenden Zinsen auszahlen ließ.

Zu Pavia ließ der Kaiser bei seinem dasigen Aufenthalte die Professoren vor sich kommen, und sagte unter andern zu den Theologen: „Ich bin zwar kein Theolog, bin nur Soldat, aber so viel weiß ich, daß zum Himmel nur Ein Weg führt — also nur Eine Lehre, — ich hoffe, Sie werden in Ihren Schulen auf diese einzige Lehre halten, auf die Lehre Jesu Christi!!“

Nach einer Kaiserlichen, Ende des Januar ergangenen, Resolution wurde zur Vermeidung alles unnöthigen Putzes erlaubt, in Stiefeln aufzuwarten, auf welche Art denn nunmehr auch Untergebene vor ihren Präsidenten erscheinen durften.

Einst besuchte der Kaiser die auf das Land in eine überaus angenehme Gegend versetzten Patres Minoriten und fragte: wie ihnen die Gegend gefiele? — — Die ehrwürdigen Väter beugten sich und schwiegen still. Als der Kaiser wieder in den Wagen steigen wollte, so baten sie den Monarchen, ob er ihnen nicht die Ausziehungsunkosten vergüten zu lassen geruhen wollte. Der Kaiser antwortete: „Ihnen, meine Herren? vorhin haben Sie mir nicht antworten wollen und jetzt mag ich Ihnen nicht antworten."

1785.

Ein gewisser vornehmer Herr hatte zu Wien auf ein schönes Mädchen niedrige Absichten. Er bediente sich eines Unterhändlers, der ebenfalls von keinem geringen Stande war, und der ihn versicherte, daß er, vermittelst einer guten Geldbörse, das Ziel seiner Wünsche leicht erreichen würde. Es ward ein Tag zum ersten Besuche festgesetzt, an welchem der Liebhaber auf Flügeln der Liebe an den zur Zusammenkunft bestimmten Ort eilte, und einen vollen Beutel mit nahm. Die Schöne fand sich auch ein, empfing ihn sehr artig, nahm ihm sein Geld ab, und wußte einen schicklichen

Vorwand zu finden, warum sie ihn an diesem Tage nicht ganz glücklich machen könnte. Sobald sie sich in Freiheit sah, eilte sie zum Monarchen, warf sich ihm zu Füßen, und erzählte die ganze Sache mit Freimüthigkeit. Der Ausspruch des Kaisers war: das Mädchen sollte das Geld behalten, der vornehme Herr **4000** Fl. in die Armenkasse zahlen, und der Unterhändler aus Wien verbannt sein.

Der k. k. bevollmächtigte Minister zu Mailand, Herr Graf von Wildscheck, kam nach Neapel. Die Königin, eine Schwester des Kaisers, lud den Minister zur Tafel ein, sammt dem Kardinal von Neapel. Eben als man sich setzen wollte, bemerkte der Graf, daß der Kardinal den Vorrang genommen. Er erklärte sogleich mit Würde, daß ein k. k. Minister einem Kardinal nicht nachstehe, sondern vielmehr vor solchem den Vorzug habe, und entfernte sich sogleich Die Königin, höchst aufgebracht über dies Benehmen, sandte sogleich einen Kourier an ihren Bruder, den Kaiser. Der Minister that ein Gleiches. Allein der Kaiser billigte das Benehmen seines Ministers; und Graf Wildscheck erhielt, statt eines Verweises, ein Belobungsdekret.

Joseph II. wollte, — und dieß war sein größter Fehler, — daß Alles, was er befahl und verordnete, wegen des Nutzens, den Allerhöchstdieselben von Dero Einrichtungen erwarteten, schnell ausgeführt werden sollte.

Auf die Vorstellungen, die Sr. Majestät hierüber einstmals gemacht wurden, gaben Sie zur Antwort: „Von Allem, was ich unternehme, will ich auch gleich die Wirkung empfinden. Als ich den Prater und den Augarten einrichten und die Alleen um die Stadt anlegen ließ, so nahm ich zum nöthigen Versetzen keine jungen Sprossen, die erst der Nachwelt dienen mögen; nein, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und meine Mitmenschen Vergnügen und Vortheil finden können."

1785.

Als der Kaiser gegen Ende des November 1785 die österreichisch-böhmische Kanzlei besuchte, geschah solches ganz unvermuthet. Der Monarch ließ früh um 8 Uhr, ganz in der Stille, anspannen, und fuhr bis auf das sogenannte Jesuiterplätzchen, stieg daselbst aus, und ging ganz allein nach dem Gebäude der österreichisch-böhmischen Hofkanzlei; schickte aber einen Bedienten voraus, um der dort stehenden Schildwache zu verbieten, zum Gewehr zu rufen. Seine Majestät gingen unvermerkt bis ins Rathszimmer, und setzten sich daselbst an die Seite des obersten Kanzlers mit den Worten nieder: „Graf Kollowrath, Sie müssen mir erlauben, daß ich heute einen Auskultanten bei Ihnen mache." Hierauf referirte ein Hofrath nach dem andern. Man votirte, und während dieser ganzen Handlung schrieb der Monarch die Namen der Referenten und die Gegenstände der Relation auf einen Bogen Papier mit einem Bleistifte nieder.

Als in der Mitte des November eine Supplik der Juden, worin sie um Aufhebung des auf ihre nöthigen Pferde bei Transportirung ihrer Waaren gelegten Zolls baten, abgelesen und darüber votirt wurde, fragte der Kaiser: „Können die Pferde der Juden getauft werden oder nicht?“ — Da nun das erstere nicht behauptet werden konnte, so sagte der Monarch: „also sind sie auch den Christenpferden gleich zu halten.“

Ein ungarischer Oberstlieutenant hatte die ökonomische Direction des Korps, bei dem er stand. Es veroffenbarte sich aber dabei ein Mangel von ungefähr **90,000** Fl. In dieser Verlegenheit faßte er den Entschluß, diesen Mangel dem Kaiser zu gestehen. Der Monarch antwortete ihm: „Wenn er zu ihm als seinen Richter käme, so müßte er ihm bekannt machen, daß die gegen dergleichen Verbrechen ergangenen Verordnungen unfehlbar vollstreckt werden würden; käme er aber als zu seinem Freunde zu ihm, so rieth er ihm, sogleich zu seinem Obersten zu gehen, ihm seinen Säbel zu geben, und sich als Arrestant zu stellen.“ — Welches der Oberstlieutenant denn auch that. —

Ein gewisser hochgräflicher geistlicher Abate verhandelte die Erstlinge eines schönen fünfzehnjährigen Bürgermädchens für **10,000** Fl. Kapital. Die Rose wurde gepflückt, und kein Geld wurde dafür geschossen.

Dies kränkte das arme Mädchen; sie nahm ihre Zuflucht zum Monarchen, und legte vor dem Throne ihre Jammer-Klage nieder. Joseph entschied, nachdem er sich von dem Verhältnisse der Geschichte genau unterrichten lassen, daß der Fürst — — die versprochenen **10,000** Fl. unverzüglich zahlen, und an das Armeninstitut **5000** Fl. besonders erlegen sollte. Der Domine sollte **2000** Fl. Geldstrafe dem Armeninstitut geben, sich aus den Ländern entfernen, und sich mit nützlicheren Dingen beschäftigen.

Bei Gelegenheit eines Verbrechens, welches ein Mann von dem angesehensten Stande in Wien begangen hatte, machte man dem Kaiser die Vorstellung, die Strafe wegen des Standes dieses Kavaliers zu mildern. Joseph ertheilte folgenden Bescheid: „Laster ist einmal Laster. Wie soll sich ein solcher seiner Strafe schämen, der sich nicht schämt, das Laster zu begehen. Will ein Lasterhafter unter Lasterhaften einen Vorzug haben? ei, so strafe man ihn härter, weil er der Lasterhafteste, der Abscheulichste ist. Nur der Tugend wartet Belohnung; würde man Lasterhaften, ihrer Person wegen, Vorzüge einräumen, und sie nicht ganz die Strafe ihres Lasters fühlen lassen, was würde dann Gerechtigkeit sein! Und hieße das nicht, das Laster in der Person belohnen?" —

Man hatte oft Gelegenheit, die Gegenwart des Geistes, die Herzensgüte, die richtige Beurtheilungskraft in den Verordnungen sowohl, als in den Antworten,

die Joseph der Zweite ertheilte, zu erkennen. Der Monarch vertraute einem Exjesuiten ein gewisses Amt an. Die Feinde des Exloyolisten stellten dem Monarchen vor, daß die Lehre und Denkungsart eines Exjesuiten nothwendiger Weise verdächtig sein müßte, und daß derselbe schon mehrmals gegen die Verordnungen des Monarchen gemurrt hätte. Die Antwort des Kaisers war folgende: „Ich weiß, daß die Exjesuiten nicht gern nachgeben, wenn sie recht zu haben glauben, und hierin haben sie auch nicht ganz Unrecht. Diesen kenne ich als einen rechtschaffenen Mann. Derjenige, der niemals eine meiner Anordnungen getadelt hat, werfe den ersten Stein auf ihn."

Im Junius des vorigen Jahres (1785) kam ein polnischer Bauer mit seinem Weib nach Gallizien, und ließ sich im Zamoscer Kreise nieder. Sein Herr, der Graf Bielsky, Starost und Ritter des weißen Adlerordens, ein junger, heftiger Mann, hatte kaum von dessen Entweichung gehört, und den Ort seines Aufenthalts erfahren, als er sogleich mit 5 ihm unterthänigen Landedelleuten den kühnen Entschluß faßte, ihn wieder zu holen. Dieser Entschluß wurde am Ende des November ausgeführt und der arme Bauer darauf in ein unterirdisches Loch gesteckt, in welchem er schon eine große Menge Stockschläge bekommen hatte, als sein Weib seinen Aufenthalt erfuhr. Diese zeigte den Vorfall dem Kapitain des Zamoscer Kreises, Herrn von Kollmannshuber, an, der das Gouvernement von Lemberg davon benachrichtigte, welches die Sache an den Kaiser gelangen ließ. Der Kaiser ließ sogleich durch

seinen Gesandten in Warschau Genugthuung fordern, erhielt aber vom Könige zur Antwort, daß dies vom Conseil permanent abhänge, und daß selbst dieses Conseil die Reichsconstitutionen nicht umstoßen könne. Der Monarch entschloß sich also, sich die Genugthuung selbst zu verschaffen, die man ihm zu geben sich weigerte. Das Gouvernement erhielt Befehl, sich genau zu unterrichten, wenn der Graf auf die Güter käme, wo er diesen Despotismus ausgeübt hatte. Unterdessen hielten sich 80 Mann von der Zamoscer Garnison und 40 von den Lobkowizischen Dragonern bereit, auf den ersten Wink marschiren zu können. Am 3. Januar dieses Jahres, als man die Nachricht erhielt, daß der Graf auf seinem Gute angekommen sei, betrat das Detaschement das Gebiet der Republik, drang Nachts in das Schloß des Grafen ein, und hob ihn mit seinen fünf Landedelleuten auf. Sie wurden nach Zamosc gebracht, wo der Graf in dem Kloster der Barfüßermönche bewacht und seine Mitschuldigen unter das Garde du Corps gesteckt wurden. Der Graf wurde verurtheilt, den Bauer loszugeben, ihm für seine empfangenen Stockschläge tausend Gulden zu bezahlen, in die kaiserliche Casse 15,000 Gulden zu erlegen und so lange gefangen zu sein, bis Alles bezahlt wäre. Seine Mitschuldigen erhielten das Versprechen, mit einer Belohnung von hundert Stockschlägen losgelassen zu werden, sobald ihr Beschützer los wäre. Dies geschah auch, so sehr auch die Anverwandten des Grafen für ihn um Gnade flehten. —

Da die fast täglich wechselnde Witterung, im März (1785), von dem Eisbruche der Donau alles Schlimme befürchten ließ, so ließ sich der Kaiser in dem hart an der Donau liegenden Leopoldstädter Schiffamte einige Zimmer zubereiten, wohin er sich gleich beim ersten Androhen einer gefährlichen Ueberschwemmung begeben wollte, um bei allen Anstalten durch persönliche Gegenwart Muth und Eifer zu verbreiten.

Ein Handwerksbursche ging in der Gegend bei Preßburg mit seinem Bündel auf dem Rücken in der grimmigsten Kälte über die Haide. Seine Kleider waren dünn und seine Strümpfe zerrissen; die Kälte übermannte ihn, er ward schläfrig, legte sich im Schnee auf sein Bündel und entschlief sanft. Ein Postknecht ritt vorbei und sah ihn erstarrt liegen. Er bemerkte noch einige Lebenszeichen an ihm, ritt schneller und zeigte es unter dem Thore der benachbarten Stadt an. Man achtete nicht darauf. Ein armer Tagelöhner war in der Wachstube, um sich zu wärmen, hörte es, und ward vom Mitleiden gerührt. Ohne ein Wort zu sagen, ging er auf die Landstraße, trug den erstarrten Handwerksburschen in's nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher und erweckte ihn endlich wieder. Darauf nahm er ihn mit in die Stadt, theilte seine Wohnung und seinen Tisch mit ihm, bis er im Stande war, weiter zu reisen. In diesem Monat Juni (1785) erfuhr Joseph diese edle Handlung, berief den Tagelöhner nach Wien, lobte seine That, und belohnte

sie, wie Joseph alle gute Handlungen zu belohnen pflegte.

Ein Hoflakai machte bei dem Monarchen das Ansuchen, er wollte ihm doch eine seiner Töchter in die neu errichtete Stiftung, welche unter der Aufsicht der Madame Lischack stand, aufnehmen. Der Monarch befahl ihm, seine Tochter vorzuführen, welches denn auch sogleich geschah. Da nun das Mädchen sehr gut gewachsen war, trat der Monarch ganz nahe herbei, fühlte ihr etwas heftig in beide Seiten; da er nun bemerkte, daß sie nach seiner Anordnung keine Schnürbrust trüge, so erwiederte er: „Wohlan, seine Tochter ist angenommen."

Zum Beweis, daß bei Kaiser Joseph nicht der Name, sondern die Handlungen entehren, wurde der würdige Graf Potzdatzky, Vater des zum Gassenkehren verurtheilten Verbrechers, zur kaiserlichen Tafel geladen.

Die Feinde des Herrn Abbe Diesbach, ein Exjesuit, welchem Se. Majestät der Kaiser die Unterweisung Sr. Königlichen Hoheit des Erzherzogs Franz, Kronprinz von Toskana, anvertraut, hatten, jedoch nicht sowohl aus Privathaß gegen ihn, als vielmehr aus Haß gegen die erloschene Gesellschaft, öffentlich ihre Besorgnisse zu erkennen gegeben, wie nachtheilig es für den Prinzen sei, daß derselbe durch einen Exjesuiten unter-

richtet würde; er hatte daher einen Aufsatz, der die Methode enthielt, nach welcher er dem Prinzen die Religion lehrte, überreicht. Se. Majestät behielten ihn zwei Tage, und am dritten stellten Sie ihm denselben mit folgender Unterschrift wieder zu: „Dieses sind die Grundsätze der Religion, von welchen ich will, daß sie dem Erzherzoge beigebracht werden.“

1786.

Auf der diesjährigen Reise, unweit Agram in Kroatien, wurden Se. Majestät der Kaiser von einem Gränzer-Soldaten, dessen Weib so eben mit zwei Knaben entbunden worden war, zum Gevattern gebeten. — Der Monarch nahm den Antrag an, und als der Pfarrer des Orts denselben um die Namen fragte, die den Kindern beigelegt werden sollten, antwortete er: „ich weiß nichts besseres, als daß man jenem, der zuerst auf die Welt kam, den Namen Josephus Primus gebe, und den zweiten Josephus Sekundus nenne.“ Dies geschah auch; und der Vater der Kinder erhielt auf die Hand 50 Dukaten, lebenslänglich doppelte Löhnung, und das Versprechen, die Kinder zu versorgen, sobald sie das neunte Jahr erreicht haben.

1787.

In dem Frankfurter Ristrette las man in der Mitte des Monats Juni ein Fragment eines Gesprächs des

Kaisers mit dem Professor Klein, aus welchem ich nur Folgendes auszeichne:

Kaiser Joseph. Schade wars für die deutsche Literatur und Sprache, daß der König von Preußen nicht viel daraus machte.

Professor Klein. Deutschland hofft, daß von Ew. Majestät alles ersetzt werde.

Kaiser Joseph. Ich habe mit dem Könige einmal hierüber gesprochen; „die deutsche Sprache," sagte er, „ist nicht kultivirt, nur zu den gemeinsten Ausdrücken brauchbar, und die Deutschen haben auch noch nichts besonders geliefert." „Ew. Majestät," erwiederte ich, „haben doch als Deutscher 12 Schlachten gewonnen.'

1787.

In der Mitte des Monats Januar begegnete der Monarch in der Hofburg einen Hofrath, der einen ziemlich großen Pack Schriften unter dem Arme trug. „Sie tragen schwer," sagte der Monarch. „Verzeihen Eure Majestät! was ich trage, hat nicht viel Gewicht." — Der Monarch zog vier Bogen aus der Tasche: „Sehen Sie," sagte er, „ich trage schwerer, wie Sie unter dem Arme, denn in diesen vier Bogen sind schwere Sünden von zwölf untreuen Beamten."

Die von dem Prager Stadtrathe über den verläumderischen Denunzianten Rauperg, der wegen verschiedener Streiche bei der kaiserlich-königlichen Prager Oekonomiekommission kassirt wurde, ausgefallene Sen-

tenz lautete dahin, „daß der kassirte Unterlieutenant Rauperg wegen seiner wider den Herrn Oberstlieutenant Lizenmayer und Lieutenant Küffner verfaßten, durch eine dritte Hand an Se. Majestät eingereichten, ungegründeten Denunziation zu einem ganzjährigen, in Eisen und Banden auszustehen habenden Gefängniß, und zu einer nach ausgestandener Strafzeit zu veranlassen kommenden Abschaffung aus dem Lande verurtheilt sei, denen durch ihn beschimpften Herren Offiziers aber das Recht vorbehalten worden, die Widerrufung, Abbitte und eine sonderheitliche Genugthuung ansuchen können."

Wie sehr Joseph der Zweite auch von Kleinigkeiten Wissenschaft hatte, zeigt folgender Vorfall:

Ein Supplikant bat um Gehaltserhöhung, weil es in Wien so theuer zu leben sei. „Speisen Sie zu Mariahilf im Engel," war des Monarchen Antwort, „dort ists wohlfeil." (Man bekam in diesem Gasthof für sechs Kreuzer: Suppe, Rindfleisch mit Zugehör, Gemüse mit Fleisch und eine Portion Brod.)

Ein liebenswürdiges Mädchen hatte seine Hand einem Offizier versprochen; es kam nur noch darauf an, das bei dergleichen Fällen erforderliche Geld herbei zu schaffen. Ein Theil davon fehlte aber dem Mädchen noch; allein es hatte Muth genug, Se. Majestät den Kaiser selbst zu bitten, die erforderliche Summe vollzählig zu machen, und es erhielt diese Gnade, nachdem der Monarch von dem Verdienst seines Vaters und von der

Aufführung des Offiziers die vortheilhaftesten Erkundigungen eingezogen hatte.

Es ist aus tausend Thatsachen bekannt, daß Joseph ein Feind alles Gepränges, und der verwitterten, alten, sclavisch-demüthigen Kriecherei und Erniedrigung der Unterthanen sei. Ein neuer Beweis davon war der Befehl des Monarchen, daß die kaiserliche Titulatur und Bittschriften u. s. w. künftig ganz einfach sein, und die Ueberschriften blos lauten sollten: An Se. Majestät den Kaiser und König.

Als Se. Majestät Anfangs des Monats März das große Stadtgefängniß besuchten, fragten Sie: wie lange verschiedene von den Gefangenen ohne Verhör säßen? „Einige," antwortete der nachher verabschiedete Stadtrichter Maurer, „gegen 2 Monate wegen überhäufter Geschäfte." „Nein, Ihre Majestät," (schrieen die meisten der Gefangenen), „gegen sechs Monate." Der Kaiser ließ sich die Protokolle bringen, fand die Angabe der Gefangenen richtig, und Herr Maurer fiel in Ungnade, nebst einigen Unterbedienten.

Gleich Anfangs März hielten die Fleischhauer bei dem Monarchen um eine Erhöhung der Fleischtaxe an, indem sie vorwandten, daß sie bei so niedrigem Preise nicht bestehen könnten. Sie erhielten zur Antwort, daß sie in dem Falle ihr Gewerbe niederlegen sollten, und daß man aus ihren Knechten schon tüchtige Leute fin-

den würde, die das Fleisch gern in dem dermaligen Preise liefern würden. Sollten sich aber einige betreten lassen, daß sie in der Stille den Preis selbst und eigenmächtig erhöheten, oder den Abnehmern geflissentlich schlechtes Fleisch für den bestimmten Preis gäben, so sollten sie für jedes Pfund, welches sie auf die Art verkaufen, fünfzig Prügel auf ihr angebornes Fleisch erhalten. Dieses argumentum a posteriori hat der alten Fleischtaxe wieder ihre Fortdauer verschafft.

Zu Prag bat eine Offiziersfrau den Kaiser um eine Pension. Se. Maj. fragten: „Haben Sie Kinder?" Und sie antwortete: „Drei Fräulein und zwei junge Herren." Der Kaiser antwortete: „Ich hatte auch ein Mädel, aber es ist gestorben."

Es gingen über 10,000 Menschen nach der Brandstätte bei Wien und gaben den Verunglückten reichliche Hülfe. Während dem Brande selbst kam ein Mann zum Kaiser, der zu Pferde gegenwärtig war: „Allergnädigster! mein Weib ist vor Schrecken entbunden, und über ihr brennt das Haus!" — Eine Handvoll Dukaten und der Befehl zur Rettung des Weibes war die Antwort. — Mutter und Kind blieben leben. Der Monarch ließ den Knaben in seinem Namen zur Taufe halten. — Ein Pathe aus den Flammen!

Ein alter achtzigjähriger Beamter stellte seine zwei noch unversorgten Söhne dem Kaiser vor und bat, sie

bei einem Departement anzustellen; allein da sie auf das Beste nach der Mode geputzt waren und unter andern zwei Uhren anhängen hatten, so gab der Monarch, nachdem er sie eine Zeitlang betrachtet hatte, dem Vater zur Antwort: „Er möchte sie lieber bei einem Uhrmacher anzubringen suchen.“

Als dem Monarchen eine Art von Roman, der Schlendrian betitelt, welcher das neue Gesetzbuch lächerlich machte, zur Konfiskation vorgelegt wurde, sagte er: „Haben sie meine Person nicht geschont, so mögen sie sich auch über die Gesetze lustig machen; so bleiben sie doch, was sie sind — Gesetze.“

Anfangs August, als der Kaiser im Augarten zu Wien spazieren ging, sah er einen fremden Offizier, und redete ihn an: **Oserois-je vous demander, Monsieur, quel uniforme vous portez?** („Darf ich Sie fragen, mein Herr, welche Uniform Sie tragen?“) — Der Fremde antwortete: **Votre Majesté, c'est l'uniforme d'Hollande.** („Ew. Majestät, es ist die Holländische.“) **Et du quel Partie êtés-vous?** („Und von welcher Parthie sind Sie?“) fragte der Kaiser lachend. **Sire, je suis neutre!** („Sire, ich bin neutral!“) war die Antwort; **et moi aussi,** („und ich auch,“) sagte der Kaiser, und ging damit fort.

In den ersten Tagen des Augustes gab die Madame Lisac, Aufseherin der weiblichen Stiftung bei den

Ursulinerinnen zu Wien, in dem Garten des ehemaligen Kaiserspitals, einigen ihrer Anverwandten einen Schmaus. Dieses wurde dem Monarchen hinterbracht, welcher sich eben, als man beisammen saß, in den Garten verfügte, und bei dem Eintritt die Madame fragte, ob dieser Garten für sie oder ihre unterhabende Kinder gewidmet sei? sie sollte sich von nun an nicht mehr beigehen lassen, Jemand anders als ihre Zöglinge dahin zu führen, welches ihr zum letztenmale gesagt sei.

Ein junger Prinz zu Wien, welcher Anfangs Juni in einer Pirutsche nach dem Prater fuhr, leitete seine Pferde so übel, daß sie scheu wurden, ausrissen, und ein Kabriolet, welches sie in ihrem Laufe antrafen, mitten in einen Graben warfen. Der Bürger, der sich darin befand, zerbrach einen Arm und erhielt noch mehrere Kontusionen. Der Präsident von der Regierung begab sich in die Wohnung des Verwundeten, um ihn über diesen Vorfall zum Protokoll zu vernehmen. Dieser Bürger, welcher Vermögen genug besaß, um sich über eine Entschädigung in Geld hinauszusetzen, bestand auf eine Bestrafung, welche fähig sei, in Zukunft die Hitze der dortigen jungen Kutscher zu mäßigen, die sich wenig darum bekümmern, in ihren prächtigen Fuhrwerken mit der unerlaubtesten Schnelligkeit über die Leiber ihrer Mitbürger und Mitunterthanen hinzufahren, da hingegen der Souverain seinen Wagen halten läßt, um den Karren des ärmsten Bauers vorbeifahren zu lassen. Die Sache kam vor den Kaiser, und Joseph soll dem Bürger in der That Satisfaktion verschafft haben.

Gegen Ende des Januars 1787 war der Kaiser im Generalspital und besuchte bei dieser Veranlassung den berühmten Professor Stoll, der sich, wie man sagte, aus Mißvergnügen über Neider und Feinde, krank befand. Der Kaiser sagte auf das Gnädigste zu ihm: „Ich wünsche Ihre Genesung, und der Fürst Kaunitz erwartet solche mit Ungeduld.“ — Dies hatte der Fürst dem Herrn Stoll schon vor einigen Tagen zugeschrieben.

Als sich der Kaiser einmal rasiren ließ, sagte er zum Barbier, er solle ihm seinen grauen Bart abnehmen. Worauf dieser antwortete: „Dermalen, Ew. Majestät! ist er noch nicht grau, wir beten aber Alle, daß er grau werden möchte.“ —

Hierbei erinnert man sich folgender Anekdote, über die Gewohnheit des Kaisers, sich selbst zu rasiren: Als er auf einer seiner Reisen nach Italien unerkannt bei einem Postmeister zu Mittag speisete, vertraute ihm die Tochter desselben, daß sie Sr. Majestät eine Bittschrift übergeben wollte, und auf die Frage: ob er wohl glaube, daß der Monarch ihre Bitte gewähren würde, antwortete er rasch: „ja, denn ich, der ich den Kaiser täglich rasire, kenne seine Gutherzigkeit.“

In Wien spielten drei Kavaliers Pharao. Einer davon verlor 30,000 Gulden. Des andern Morgens klagte er es seiner Familie. Diese glaubte ihren Anverwandten von der Zahlung der 30,000 Fl. zu retten, und gaben es dem Kaiser klagbar an. Der Kaiser gab

zur Antwort: „Daß die Herren das verbotene Spiel die Nacht gespielt, darum wird die Polizei sie schon finden; der Graf aber wird wissen, wie er als Kavalier handeln soll.“ — Die zwei gewinnenden Spieler mußten jeder **100** Dukaten bezahlen und auf ein Jahr Wien meiden. Der Herr Graf *** aber mußte die **30,000** Fl. zahlen.

Der Kaiser ertheilte unterm **6ten** Mai die ausdrücklichsten Befehle, das Endurtheil des Grafen von Potzdazki zu beschleunigen. Es ist merkwürdig, daß **15** Tage vor seiner Verhaftnehmung der bereits von seinem Verbrechen *) unterrichtete Monarch ihn, da er ihm von ungefähr begegnete, fragte, womit er sich während seines Aufenthalts in Wien beschäftigte? Da er ihm nun hierauf keine zufriedenstellende Antwort ertheilte, fügte der Monarch mit einem bedeutenden Ton hinzu: „Der Müssiggang ist die Mutter aller Laster. Ich fürchte sehr, Sie werden Ihrem Vater Schande und Verdruß verursachen.“

Keinem österreichischen Unterthanen kann es gleichgültig sein, zu wissen, was Friedrich der Große von ihrem Monarchen urtheilte. Bekannt genug ist schon, was dieser Weise auf dem Throne von dem Portrait des Kaisers sagte, das er beständig in seinem Kabinet

*) Er machte falsche Banknoten.

hatte. „Man dürfe (sprach er) Joseph **II.** keinen Augenblick aus den Augen lassen, weil er zu unternehmend sei.“ — Aber weit vortheilhafter noch ist die Schilderung von diesem Monarchen, die Friedrich **II.** in seinen vertrauten Briefen an Voltaire macht; und wer verbindet nicht, wenn er solche jetzt in den hinterlassenen Werken des königl. Schriftstellers liest, mit derselben das bekannte Motto: **A viro laudato laudari maxima laus est**, (von einem allgepriesenen Manne gelobt zu werden, ist das größte Lob.)

Nichts glich der Milde des Kaisers Joseph gegen tapfere und thatenstrebende Soldaten; nichts aber auch seiner wetterschlägigen Strenge gegen feige Krieger, es sei Offizier oder Gemeiner. Gegen die Mitte des Monats April erhob Er sich in der Mitte vieler Generale und anderer Offiziere, in seiner vollen Herrscherwürde, und begann: „Friedrich der Große, mein und Ihr Lehrer, hat recht:

„Feigheit ist des Kriegers größte Sünde.“

Drum hoff' ich, ich werde es mit tapfern Männern zu thun haben. Menschliche Fehler werde ich, wie billig, übersehen, aber nie Muthlosigkeit, nie dem Krieger entehrende Feigheit. Tollheit hat nie so großes Unglück angerichtet, nie eine Kriegsschaar so herabgewürdiget, als Zaghaftigkeit. Erstere werde ich also weniger ahnden, als letztere. Doch weiß ich, daß ich Offiziere habe die zum Heldenruhme aufstreben, und Soldaten, die mehr des Zaums als des Sporns bedürfen.“ —

Eine gewisse Professe des kaiserl. Klosters zu Wien, welche ehedem kaiserl. Hofdame gewesen war, hatte bei ihrem Eintritt das hohe Glück gehabt, den Kaiser, als noch damaligen Erzherzog, zum geistlichen Brautführer zu haben. Als sie nun erfahren hatte, daß dieses Kloster aufgehoben werden sollte, und der Kaiser eben kurz vor der Aufhebung dieses Klosters sich in demselben befand, sprach genannte Professe zu ihm: „Ich glaube nicht, Eure Majestät, daß Sie mich aus diesem Kloster, in welches Sie selbst mich zu führen die Gnade hatten, wieder verstoßen sollten.“ — Der Monarch suchte sie hierauf vergebens wieder zu trösten. Endlich sprach er: „Madame, wenn es nur an dem liegt, so will ich Sie in meiner eigenen Kutsche wieder herausführen.“

Der Monarch, der für die innere Verbesserung seiner Staaten unermüdet zu arbeiten pflegte, und dem die Enthaltung von Geschäften unmöglich war, ließ nach einander drei Sekretaire kommen, denen er über wichtige Gegenstände in Staatssachen Bescheid ertheilte. In diesem Augenblick erschien der Arzt; und wie erstaunte er, den erhabenen Patienten von seinen Sekretairen umgeben und eifrig arbeiten zu sehen. Er blieb ehrfurchtsvoll stehen, doch sein bedenklicher Blick, der dem Monarchen nicht entging, erinnerte ihn an seine wenige Schonung. Er sagte daher schnell zu ihm: „Es ist mir unmöglich, ganz ohne Arbeit zu sein.“

Mitten in der gefährlichsten Lage blieb der Monarch seiner Regentenpflicht treu, und auch der härteste Anfall war nicht vermögend, die Gelassenheit und Seelenruhe desselben im mindesten zu stören. Noch am 15ten April widmete er sich den Staatsgeschäften, und unterzeichnete die über verschiedene Vorträge gefaßten Entschließungen, die er selbst diktirte. Als ihm hierüber Vorstellungen gemacht wurden, antwortete er ganz kaltblütig: „Ich bin Staatsverwalter, und da ich vielleicht bald meine Rechnung übergeben muß, so ist es nöthig, daß ich sie in Ordnung bringe."

1788.

Aus Semlin schrieb man unterm 23. Mai: Gestern verschwand auf einmal unser Monarch aus den Augen der Generale, und wohin? Zwei Stunden ober Belgrad setzte er über die Sau, recognoscirte das türkische Gebiet, kehrte glücklich zurück, und fertigte die Herren Generale, die ihn seiner Person besser zu schonen baten, mit folgenden Worten ab: „Muß ich Ihnen, meine Herren! denn beständig die Worte des Karl VI. wiederholen: Für einen Kaiser ist keine Kugel gegossen."

Der Kaiser ritt in dem Lager bei Semlin gewöhnlich um 3 Uhr des Morgens recognosciren, wohnte alsdann den Manövers bei, arbeitete in seinem Zelte, und belustigte sich mit der Musik. Wegen der unbeschreibli-

chen Hitze erschien er bei dieser blos im Hemde, und mit einem schwarzen Strohhute bedeckt.

Anfangs des Monats Mai begab sich der Kaiser in das neue Tollhaus, und wohnte der Ankunft des ersten Transports der Wahnsinnigen bei. Bei diesem Eintritt näherte sich einer derselben dem großen Arzt, dem die Krankenpflege daselbst anvertraut war, aufs demüthigste mit den Worten: „Die Schrift sagt aus, daß der Heiland Blinde sehend, Taube hörend gemacht, Todte auferweckt und Teufel ausgetrieben habe; aber nirgends steht, daß er auch einen Narren klug machte. Wenn Sie dieß Wunder wirken können, so werden Sie mehr thun, als einst Gott thun wollte."

Bekanntlich hat der Kaiser nach dem Tode seiner Mutter alle Pensionen aufgehoben, welche aus dem Kammerbeutel bezahlt wurden. Ein alter Husarenrittmeister, welcher jährlich, nebst seiner gewöhnlichen Pension, 300 Gulden Gnadengehalt zog, fand nun diese Quelle vertrocknet, ging also zum Kaiser und bat um Fortsetzung. Der Monarch sagte lächelnd zu ihm: „Der Kammerbeutel hat ein Loch bekommen." — Da zog nun der alte Rittmeister seine Perücke vom Kopfe, und hieß Se. Majestät auf seine benarbte Glatze sehen, und sagte: „Auch mein Kopf, Eure Majestät, hat von den Feinden Ihres Hauses manches Loch bekommen!" — Das überraschte den Kaiser sehr angenehm und es wurde ihm der Gnadengehalt unverweilt bestätiget.

Einer der vornehmsten und reichsten Herren in Wien hatte eine etwas starke Einschränkung in den Ehrenausgaben seines Hauses vorgenommen. Der Monarch erfuhr es, und machte ihn deswegen Vorwürfe. Dieser vornehme Herr wollte sich mit dem Beispiele der Oekonomie entschuldigen, welches Se. kaiserliche Majestät selber gäben; allein der Monarch erwiederte: „Wenn das Bedürfniß des Staats mich nöthigt, wirthschaftlich zu sein, so erfordert dieselbe Wohlfahrt, daß meine reichen Unterthanen den Ueberfluß ihrer beträchtlichen Einkünfte unter dem Publikum in Umlauf bringen.“

Als der Kaiser am **17**. vorigen Monats an der Leopoldstädter Brücke vorbei ritt und ihm ein Geistlicher mit dem Venerabile begegnete, stieg der Monarch vom Pferde, kniete nieder, und empfing von dem Priester auf öffentlicher Straße den Seegen. Diese Ehrfurcht gegen die Religionsgesetze machte bei dem zahlreich versammelten Volke einen tiefen Eindruck, und manche wurden dadurch überzeugt, daß Joseph **II.**, der das Außenwerk von der Religion absondern wolle, das Ehrwürdige derselben verehre.

Da der Hang zum Klosterleben so sehr abnahm, so verdient es als eine Seltenheit angemerkt zu werden, daß der Kaiser **1788** der Tochter eines Offiziers der deutschen adelichen Garde die Erlaubniß gab, ihr

klösterliches Gelübde abzulegen, und den Schleier anzunehmen.

Als Joseph zu Fiume in das Kontumazhaus kam und daselbst eine Anzahl Türken fand, die bei der erfolgten Kriegserklärung mit einem Schiffe im Hafen lagen, und in Gefangenschaft genommen waren, öffnete er selbst das Gitter des Kerkers, und rief den Gefangenen liebreich zu, sie wären frei, und könnten ungestört heimkehren. Ein lauter Jubel ertönte unter den Unglücklichen, sie drängten sich aus ihren Gefängnissen, warfen sich vor dem erhabenen Monarchen auf ihr Angesicht, um ihre Dankbarkeit zu bezeugen, und segelten dann freudig noch an dem nämlichen Tage aus dem Hafen.

Bei der Oper in Rom befand sich der Sänger Benucci, welcher im vorigen Herbste auf dem Hoftheater zu Wien gespielt hatte. Als der Kaiser (bei seiner gemeldeten Anwesenheit zu Rom) in diese Oper kam, stand Benucci neben dem Impressar bei der Kasse. Der Kaiser, der ihn kannte, sagte zu ihm: **Vi saluto, Benucci!** und legte zugleich dreißig Dukaten auf den Kassentisch. Benucci glaubte das Geld für sich bestimmt, und wollte es einstreichen. Allein der Impressar kam ihm mit den Worten zuvor: **il Complimento era per Voi, ma gli Zecchini sono per me.** (Das Compliment war für Euch,

aber die Zecchinen für mich.) Worauf jedoch der Kaiser Benucci dieselbe Zahl andere Dukaten gab.

Herr Parhammer hatte bei den Besuchen, welche der Kaiser in den neuen Gebäuden des großen Hospitals, des Waisen- und des Findelhauses abstattete, meistentheils Gelegenheit, mit dem Monarchen zu sprechen. Im October beklagte er sich über die Hindernisse, die man ihm in vielen Stücken in den Weg legte, und über die Schmähreden, die er über sich ergehen lassen müßte. Joseph antwortete ihm: „Lassen Sie die Thoren schwatzen, so wie ich es auch thue." —

Man erzählte sich, 1788 folgende Anekdote, die der Denkungsart Joseph II. und seiner Freundschaft gegen Oesterreichs großen Lasci ganz angemessen ist. Bei der Belagerung von Schabacz war Lasci so nahe bei den Kanonen, daß er ganz schwarz von dem Dampf derselben wurde. Da der Angriff lange dauerte, stieg er ganz ermüdet vom Pferde. Der Kaiser, so den Feldmarschall stehend kommandiren sah, nahm, weil kein Stuhl da war, worauf der alte Held sitzen konnte, einige Generale zu Hülfe, und machte mit ihnen ihm einen Sitz, und nahm einem Marketenderweibe den Korb vom Rücken, stürzte ihn um, breitete seinen Mantel darauf, und so mußte Lasci Platz nehmen, indem der Kaiser ihn bei der Hand nahm und sagte: „Setzen Sie sich, Herr Marschall, Sie verdienen Ruhe, Ihnen habe ich die Einnahme von Schabacz und die Erhaltung des mir so kostbaren Lebens vieler braven Krieger zu verdanken."

selben eine kürzlich erfundene Maschine zum Tabakschneiden, wobei jährlich 5000 Gulden erspart werden könnten, vorgezeigt wurde. Der Kaiser sagte ganz kurz: „Die Maschine ist gut, bei der Ersparung von 5000 Gulden werden aber vielleicht zwanzig Menschen Brod und Arbeit verlieren. Folglich ist es besser, die Maschine nur erst alsdann zu brauchen, wenn Mangel an Arbeitern sein wird."

„Der Kaiser Joseph der Zweite schien, mit Ende des Septembers, sehr von dem Grundsatze zurückgekommen zu sein, nämlich: man müsse alle Provinzen eines weiten Reichs, wie einen Klavierakkord zusammenstimmen. Das gelang noch keinem, in der Religion, wie in der Gesetzgebung, Sprache und Gebräuchen. Die Römer verfuhren hierinnen sehr behutsam. Julians Genie scheiterte an dem Felsen dieses Vorsatzes, und Karl der Große richtete mit der blutigen Gewalt gar wenig aus. Theoderich, barbarischen Andenkens! ließ jedem seiner Bürger seine Gesetze und Rechte. Der Gothe wurde nach gothischen, der Römer nach römischen Gesetzen gerichtet. Auch stand es frei, Gott in Tempeln oder unter einer Eiche anzubeten. Eben diese politische und religiöse Toleranz stimmte die rauhtönenden Pfeifen in seinem weitem Staate (Italien, Sicilien, Rhäzien, Norikum, Dalmatien, Liburnium, Istrien und noch mehrere Länder waren sein), zu einem großen harmonischen Ganzen, wo man, wie bei einer Orgel, wenn man alle Register zieht, die Wölfe nicht heulen hört. Nach eben diesen Grundsätzen handelte jetzt Joseph II. in seinen un-

garischen, italienischen, polnischen, deutschen und niederländischen Staaten." (Worte eines Zeitgenossen.)

Dem Blicke Josephs des Zweiten entging nichts: als im Monat October der Rittmeister von Hartmiller, (welcher die erste Nachricht von dem Siege des Prinzen Coburg überbrachte), in Hetzendorf sich anschickte, zu Pferde zu steigen, um in Wien als Siegesbote einzureiten, bemerkte der Monarch, daß sein Hut vom moldauisch- und wallachischen Staube fast durchdrungen und ziemlich abgetragen war. — „Was haben Sie da?" rief der Kaiser mitten unter der Erzählung des Rittmeisters, „für einen zerdrückten und zerrissenen Hut?" — Er war im Anfange des Feldzugs ganz neu, versetzte der Kourier, aber durch Strapazen, die er als mein gewöhnliches Kopfkissen auszustehen hatte, ist er in den schlechten Stand gesetzt worden, und bei den Türken giebt es keine Hüte zu erbeuten. — „Dieser Hut schickt sich nicht für einen Major," fuhr der Monarch fort.

Der Rittmeister erkannte dieses schmeichelhafte Kompliment und dankte. Nun mußte ein Leiblakai einen Hut des Kaisers bringen, den er auch beim Eintritt in Wien aufhatte. Nach einer anderen Erzählung nahm der Kaiser den Hut, den er selbst aufhatte, ab, und setzte selbigen dem Kourier auf.

Als der Oberstlieutenant von Kienmeyer den mündlichen Bericht wegen des Sieges bei Martinestie dem Kaiser abstattete, so fragte dieser: „Wo wollt Ihr denn Winterquartiere nehmen?" — „In Bulgarien, Ew.

Majestät, war dessen Antwort; wenn wir nur noch eine Verstärkung von **6000** Mann erhalten." — Diese Antwort gefiel dem Monarchen sehr wohl, daß er ihn am **9.** October **1789** mit einem prächtigen Ringe, **4000** fl. am Werth, beschenkte und ihm anbefahl, um den Theresien-Militair-Orden (den Ordensstatuten gemäß) schriftlich einzukommen.

In dem Augenblicke, als der Erzherzog Franz von Loudons Armee zurück in Wien eintraf, brannte das Pavillon, das Lustwäldchen genannt, und der Erzherzog war der Erste, der es dem Monarchen anzeigte. „Eine Kleinigkeit," sagte der Monarch, lächelnd, „es ist ohne Zweifel ein Freudenfeuer wegen Ihrer glücklichen Zurückkunft."

1789.

Joseph ließ Anfangs December, der ehemaligen Vorsteherin des Militair-Offizierstöchter-Stifts in Hernals, der Frau Barbara Zehe, einer verwittweten Hauptmännin und gebornen Wienerin, ein Denkmal setzen mit folgender Inschrift:

„Der Wohlthäterin ihres Geschlechts und Erfüllerin der Wünsche des Monarchen, durch Bildung Militair-Offizierstöchter zu künftigen Erzieherinnen und Beförderinnen der Sittlichkeit, Barbara Zehe, nach zehnjähriger Leitung des von ihr eingeleiteten Mädchenstifts."

Der ächte Mutterfleiß in Geist und Herzen lenken,
Erwarb von Josephs Hand dieß fürstlich Angedenken.
Im Juli 1789.

Diese Inschrift steht auf ihrem vom Hofmaler Herrn Weickart sehr wohl getroffenen Portrait, welches der Büste des Kaisers gegenüber daselbst im Saal aufgehängt wurde.

Unter andern äußerte der Monarch, als er eben von der Krankheit sehr angegriffen wurde: „Wenn ich dieser Krankheit unterläge, so würde die Welt manche meiner Einrichtungen unrichtig beurtheilen; aber wenn Gott mir noch zwei Jahre das Leben fristet, so hoffe ich sie von dem Guten, das aus meinen Verordnungen entspringen wird, augenscheinlich zu überzeugen."

Als der Kaiser in Gefahr war, durfte niemand in das Schlafzimmer als die Leibärzte und die Kammerdiener. Der Leiblakai Meyer, den der Monarch besonders gut leiden konnte, wagte es zur Thüre hinein zu gucken. „Warum läßt Du Dich nicht bei mir sehen?" fragte der Kaiser. „Ew. Majestät," war die Antwort, „es darf niemand herein, als die Kammerdiener." — „Du bist also Kammerdiener," erwiederte der Kaiser, „geh jetzt frei herein."

Als man dem Monarchen den Todesfall des türkischen Kaisers bekannt machte, und nachdem der Fürst Staatskanzler die Erzählung der Todesgeschichte geen-

det hatte, sagte der kranke Souverain: „Guter Monarch, Du hast nun Frieden gemacht, und willst ihn jenseits des Grabes unterschreiben.“

Hierauf ließ er den polnischen Unterthanen, welche bei der Belagerung Chokzims Schaden auf dem polnischen Gebiete gelitten, **28,680** Gulden auszahlen.

Als jemand, Anfang des April, dem Kaiser vorstellte, der gefährlichste Feind, den er zu bekämpfen habe, sei seine Krankheit, so versetzte der Monarch: „Dieser Feind greift nur meine Person an, und kann mich überall, hier und bei der Armee finden: der andere aber greift meine Staaten und meine Unterthanen an, und da muß ich für deren Sicherheit sorgen.“ Heinrich der Vierte von Frankreich sagte mit seinem gewöhnlichen Schwur: „Ventre Saint gris: Wer mein Volk angreift, greift mich an.“

Allmählig fühlte sich der Kaiser von Tag zu Tag schwächer, und jetzt that er abermals einen Schritt, der ihm um so mehr Bewunderung verschaffte, je unerwarteter derselbe war. Joseph, von jeher auf seine Selbstherrschaft so eifersüchtig, stellte die schon unter Marien Theresien außer Wirksamkeit gesetzte Ministerconferenz wieder her. Die Mitglieder derselben waren Kaunitz, Stahrenberg, Lascy, Rosenberg. Zum geheimen Referendarius dabei ward Spielmann ernannt und das Amt eines Actuarii ward dem Hofrath Collenbach aufgetragen.

Unter dem **14.** Februar **1790** gab Joseph dem Hof=

kriegsrathspräsidenten Haddik *) den Auftrag, der gesammten in der wirklichen Dienstleistung stehenden Armee, von den höchsten Generalen bis zum gemeinen Mann herab, in seinem Namen bekannt zu machen:

„Weil Se. Majestät sich dem Ende Ihres Lebens näherten, so hielten Sie sich für undankbar, wenn Sie nicht der gesammten Armee für die bei allen Gelegenheiten und ohne Ausnahme Allerhöchstderselben bewiesenen Treue, Tapferkeit und Unverdrossenheit Ihre volle Zufriedenheit gäben."

„Se. Majestät müßten die Armee eben, weil Sie dieselbe bei einer im Feldzuge sich zugezogenen Krankheit nicht hätten verlassen wollen, nun früher ganz verlassen, als nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur und von Ihrer Leibesbeschaffenheit zu vermuthen gewesen wäre."

„Soldat zu sein, wäre von jeher Allerhöchst Ihre vorzügliche Neigung, so wie die Beförderung des Wachsthums im Ansehen, an innerlichen Kräften und am Werth der gesammten Armee, stets der Gegenstand Höchst Ihrer Sorgfalt gewesen."

„Als Landesfürst hätten Se. Majestät alles Ungemach und alle Gefahren mit Bereitwilligkeit getheilet. Was immer zur Heilung der erkrankten und verwundeten Mannschaft, zu ihrer Erleichterung und Erhaltung

---

*) Dieser wackere Greis, der schon 1738 gegen die Türken focht, und dem Berlin seine Thore öffnen mußte, nahm persönlich von seinem sterbenden Monarchen Abschied. „Gott befohlen, mein lieber Haddik, wir sehen uns hier zum letztenmal," sprach Joseph und drückte noch freundlich des Helden tapfre Hand. Mit Thränen im Auge und zerrissenem Herzen wankte der biedere Mann vom Sterbebette weg. Von der Stunde an ergriffen ihn Fieberschauer, und er wurde gefährlich krank.

ersonnen werden konnte, sei von Sr. Majestät nie außer Acht gelassen worden, und jeder einzelne Mann sei Ihnen schätzbar gewesen."

„Der vorige Feldzug habe alle Wünsche, die Se. Majestät für die Ehre der Armee in Ihrem Vaterherzen genährt haben, vollkommen gekrönt; und dieselbe habe in ganz Europa das Ansehen, welches sie verdient, erworben. Se. Majestät nehmen die trostreiche Beruhigung mit sich, sie werde nun sich bestreben, diesen Ruhm stets zu erhalten."

„Da Se. Majestät nach Ihrem Hinscheiden für die Armee nichts mehr thun könnten, so wollten Sie ihr diese dankbaren Gesinnungen mit dem innigsten Wunsche hierdurch zu erkennen geben, daß sie dem Staat und Sr. Majestät Nachfolger immer so getreu, wie Allerhöchstderoselben zugethan sein möge."

Man erinnere sich der vielen und wesentlichen Neuerungen, welche Joseph in Ungarn gemacht hatte. Da er bei seinen Anstalten gewöhnlich mit einem Ernst und Nachdruck zu Werke ging, dem nichts widerstehen durfte, so ließ es sich die Nation einstweilen gefallen, sich in diese Neuerungen zu fügen, doch nicht ohne öffentlichen und kräftigen Widerspruch. Indessen wuchs die Unzufriedenheit von Jahr zu Jahr; und gegen das Ende **1789** nahmen die Angelegenheiten der benachbarten Staaten der österreichischen Monarchie selbst, eine solche Wendung, daß die Ungarn den Zeitpunkt für den günstigsten hielten, Vorstellungen an ihren König zu machen, denen er nicht weiter ausweichen konnte. Dieses geschah auch. „Unterm **18.** December **1789** versprach ih-

nen Joseph, ehestens einen Landtag zu halten, und ihre Beschwerden mit seinen königlichen Rechten und wohlgemeinten Anordnungen auszugleichen."

Das war noch nicht genug: man wollte schleunige Abstellung der verhaßten Neuerungen. Die Umstände kamen auf den Punkt, daß der Kaiser schon am 28. Januar **1790** folgendes entscheidende Rescript in lateinischer Sprache an sämmtliche Gespannschaften des Königreichs ergehen ließ.

„Da Wir dem Landtag, den Wir Euch unter dem 18. December vorigen Jahres auf Unser königliches Wort zugesagt haben, nach der im 2. Artikel des Landtagsschlusses vom Jahre **1723** festgesetzten gesetzmäßigen Krönung und Ausfertigung des Inauguraldiploms, persönlich beiwohnen wollen: haben Wir denselben auf die Zeiten des Friedens zu verschieben für gut befunden, um frei von den Sorgen des Krieges, und von der Krankheit, die Uns schwächet, wieder hergestellt, Uns ganz den auf dem Landtage vorkommenden Angelegenheiten des Königreichs widmen zu können. Damit Ihr aber, in der Erwartung der noch unbestimmten Zeit, keinen Besorgnissen Raum geben möget, so haben Wir nun festgesetzt, den Landtag nicht über das Jahr **1791** zu verschieben."

„Diesem nach versichern Wir Euch hiermit auf Unser königliches Wort, daß Wir nächstes Jahr unfehlbar den Landtag anfangen, und denselben, nach Vorschrift der Landesgesetze, halten werden."

„Um nun hierauf die Mildthätigkeit Unsers gegen die ungarische Nation väterlich gesinnten Gemüths, nicht allein zu beschränken, und auch in der kurzen Zwischenzeit, bis zur Haltung des Landtags, Eure Wünsche zu

befriedigen, haben Wir aus freiem Antriebe die Entschließung gefaßt, die öffentliche Verwaltung in Staats- und Rechtssachen vom 1. Mai dieses Jahres angefangen, vollkommen in den Stand zu setzen, in dem sich selbige befanden, als wir im Jahre 1780, nach dem Hintritt Ihro Majestät der Kaiserin und apostolischen Königin, Unserer geliebten Mutter, die Regierung angetreten haben."

„Obschon wir seit dieser Zeit einige Zweige der öffentlichen Verwaltung in der Absicht, die allgemeine Wohlfahrt des Reichs zu befördern, und in der Hoffnung geändert haben, daß Ihr daran Wohlgefallen finden würdet, so nehmen Wir doch, da Uns nun berichtet wird, daß Ihr die vorige Verwaltungsart vorziehet, und in derselben Aufrechthaltung Eure Zufriedenheit suchet und findet, keinen Anstand, auch in diesem Stücke Eurem Verlangen zu willfahren; denn da die Wohlfahrt der Unserer Beherrschung anvertrauten Völker der einzige Gegenstand aller Unserer Wünsche und Bestrebungen ist, so ist Uns auch jener Weg der angenehmste, auf welchem Wir, nach dem einstimmigen Sinne der Nation, am sichersten dahin gelangen."

„Diesemnach wollen Wir, sobald alle Gespannschaften des Reichs, sowohl in Ansehung der Behandlungsart der Geschäfte, auf General- und Partikular-Kongregationen, als in Ansehung der gesetzmäßigen Wahl der Beamten, ihre vorige von den Gesetzen ihnen verliehene Gewalt wieder erhalten haben; ingleichen die königlichen Freistädte und Freibezirke in ihre ehemalige Wirksamkeit wieder eingesetzt sein werden, auch alle übrige seit dem Antritt Unserer Regierung erlassene Verordnungen, die nach der gemeinen Meinung den Lan-

desgesetzen zu widerstreben scheinen dürfen, durch Gegenwärtiges für aufgehoben und außer Wirkung gesetzt erklären. Doch wollen Wir, damit bis wegen der besondern Aufhebung dieser Anordnungen, wozu Wir bereits die nöthigen Befehle ertheilt haben, die weitere Verfügung an Euch gelanget, die öffentliche Verwaltung in keine Verwirrung gerathe, daß nichts eigenmächtig aufgehoben werde, Ihr auch, bis der Obergespann die Ausübung seines Amts antreten kann, den bisherigen wirkenden Obergespannen noch Folge leistet."

„Im übrigen geht Unser Wille dahin, daß Unser sogenanntes Duldungs-Edikt, die Verfügungen wegen Errichtungen der Pfarren, und das Wir zu Gunsten der Unterthanen, sowohl wegen derselben Behandlung, als wegen des Bandes der Unterthänigkeit verordnet haben, in voller Kraft verbleiben; da ohnehin die Anordnung sowohl mit den Landesgesetzen sich vereinbaren läßt, als auf die natürliche Billigkeit gegründet ist; die Pfarreinrichtung aber die Würde eines obersten Patrons der Kirche Uns zur Pflicht macht, übrigens Wir Uns für überzeugt halten, daß Ihr nach Eurer billigen Denkungsart diesen Anordnungen Euren vollkommenen Beifall geschenkt habt."

„Damit endlich zur gänzlichen Erfüllung Eurer Wünsche nichts mehr übrig bleibe, so haben Wir befohlen, daß die heilige Reichskrone und die übrigen Kleinoden, welche Wir inzwischen in Unsern Schatz in Verwahrung gebracht hatten, nun ehestens nach Ofen in Unser königliches Schloß gebracht, und dort nach Vorschrift der Gesetze bewahrt werden sollen, wozu Wir einen schicklichen Platz zu bereiten, den Befehl bereits ertheilt haben."

„Durch diese, den bevorstehenden Gesetzen zu Folge erlassenen Anordnungen, erhaltet Ihr ein neues Denkmal Unserer väterlichen Liebe gegen die ungarische Nation, und zugleich ein unverbrüchliches, für ewige Zeiten gültiges Zeugniß, daß da die gesetzgebende Macht durch die Grundgesetze des Königreichs zwischen dem Fürsten und allen Ständen des Reichs gleichmäßig getheilt ist, Wir eben so das Recht der Stände aufrecht erhalten wollen, und gleich wie dasselbe von Unsern Vorfahren an Uns gelanget ist, es auch unverletzt an Unsere Nachfolger überliefern wollen."

„Wir versehen Uns auch, daß Ihr für den Feldzug des gegenwärtigen Jahres, den Bedürfnissen des Vaterlandes, durch Früchte zum Unterhalt der für die Sicherheit des Konigreichs versammelten Truppen, und durch Rekrutirung derselben auf die Euch am zweckmäßigsten scheinende Art, bereitwillige Hülfe leisten werdet."

Durch dieses Rescript, worüber ganz Europa erstaunen mußte, wurde also mit einem Federzug von Joseph selbst Alles wieder umgestürzt und zernichtet, was er seit neun langen Jahren mit unglaublicher Mühe und mit Geduld, mit guten und bösen Worten, Nachgeben und Strenge, in einem Reiche eingeführt hatte, welches die ansehnlichste seiner Besitzungen war, und von einem Volke bewohnt wird, dessen Nationalgeist Joseph nicht gekannt zu haben scheint. Dieses Rescript, von diesem Kaiser, in diesen Umständen erlassen, welches dem Schicksal von zehn Millionen Menschen vielleicht auf mehrere Jahrhunderte eine neue Wendung gab, ist eine der merkwürdigsten Urkunden aus Josephs des Zweiten Geschichte.

Bald darauf wurden die ehemaligen Obergespanne wieder in ihre Würden eingesetzt oder in denselben bestätigt. Am 18ten Februar **1790** Morgens führte man die Krone aus der Burg zu Wien ab. Noch ehe sie in Ofen anlangte, war Joseph schon todt. Was bei dem Empfang derselben und unmittelbar darauf geschah, gehört schon in die Regierungsgeschichte Leopold des Zweiten.

Um eben diese Zeit gingen Nachrichten aus Tyrol ein, daß die Bewohner dieser Provinz mit Josephs Reformen allgemein unzufrieden wären. Vorzüglich waren die militairische Konscription und die Neuerungen in Kirchensachen im höchsten Grade verhaßt. Joseph überwand sich abermals. Er schickte schnell eine Stafette nach Innsbruck mit dem Auftrage: diese Neuerungen aufzuheben, und Alles wieder auf den alten Fuß herzustellen. —

Wer den Kaiser Joseph den Zweiten nicht persönlich kannte, der hat keinen Begriff davon, was diese Opfer für ihn waren. Aber es bezeichnet ganz seinen edlen, hochherzigen Charakter, es vollendet seine Größe, daß er dieses Opfers fähig war in einem Augenblick, wo seine Beharrlichkeit das Volk in unabsehbares Unglück hätte stürzen können. Aber nur die Form eines Theils seiner Werke zerschlug er, denn das Wesen blieb als ein heiliges Vermächtniß seinem Hause und Vaterlande.

1790.

Josephs des Zweiten Regierungsart, grofse Pläne und Oekonomie.

Selbstbeherrscher zu sein, war Kaiser Josephs Lieblingsidee. Sein thätiger, nicht zu ermüdender Geist wollte alle Staatsgeschäfte, von den wichtigsten bis zu den geringfügigsten, überschauen, leiten, entscheiden.

Er ging also gänzlich von dem gewöhnlichen Regierungssysteme der meisten Monarchen ab. Er schuf sich ein Kabinet, das in seinen wirklichen Regierungsjahren mit fünf Secretairen und einigen Kanzellisten besetzt war. Zwar blieben die Hofstellen und Landesstellen beinahe alle, wie sie unter seiner Mutter bestanden hatten; es wurden auch einige ganz neue errichtet. Aber das Kabinet, das heißt, Joseph selbst, war die letzte Instanz von allen Geschäften ohne Ausnahme.

Jede Sache von irgend einer Wichtigkeit mußte erst ihm selbst vorgetragen werden, ehe sie zur Ausführung kam. Hier nun veränderte, beschränkte, erweiterte oder verwarf er die Vorträge der Stellen so oft, gab so oft donnernde Handbillets an die Chefs, an ganze Dikastereien, ihm auch die Gegenstände von der mindesten Bedeutung in das Kabinet zu schicken, um erst seinen Willen und eigne Verfügung darüber zu vernehmen.

Selbst auf seinen Reisen in und außer dem Lande mußten ihm täglich von allen Stellen die Pakete nachgesandt werden. Darum hat man Befehle, Anordnungen und Entscheidungen von ihm, aus verschiedenen Provinzen und Ländern datirt.

So regierte Joseph wahrhaftig durch sich selbst. Aber eben diese, anfangs gutgemeinte, unmittelbare Theilnehmung an allen, auch unwichtigen, und unter der Würde eines so großen Monarchen liegenden, alltäglichen Dingen überhäufte und beschäftigte seinen Kopf allmählig so sehr, daß die wahren Staatsmänner wünschten, er möchte weniger durch sich selbst regieren, und nur den größern, seiner würdigen Gegenständen eine solche Aufmerksamkeit weihen. Allein seine Geschichte beweist, daß er im Kleinen das Große erkannte und die im Detail an kleinen Symptomen erkannten Gebrechen gründlich im Allgemeinen zu heben wußte. Alle seine Tadler fehlen nur darin, daß sie sein Wirken vom egoistischen Standpunkte eines weltklugen Monarchen auffassen, nicht von jenem eines sich selbst aufopfernden Märtyrers für die Menschheit.

Daß Kaiser Joseph seinen Staat sehr gut kannte, bleibt eine ausgemachte Wahrheit. Wenn er irgendwo einen neuen Chef in einer Provinz anstellte, so gab er ihm gewiß die genauesten Notizen von derselben, die kein Anderer so sehr in seiner Kenntniß hatte.

Als er die Districte in Ungarn errichtete, schilderte er jedem dabei ernannten Districts-Kommissair die ihm zugetheilten Gegenden in politischem, ökonomischem und moralischem Betracht so bestimmt, so umständlich und treffend, daß man darüber erstaunt, wenn man es liest. Kein Staatsbeamter, von was immer für einem Range, hatte eine so ausgebreitete, so genau lokale Einsicht in die ganze Verfassung und in die mancherlei Provinzen des österreichischen Staats, wie Joseph, und keiner ließ es sich so sauer werden, für den Staat zu arbeiten, wie der Beherrscher desselben.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Kaiser Joseph einen großen Hang zur Eigenmacht, zur uneingeschränkten Regierungsart hatte; doch nahm er nie öffentliche Miene davon an. In seinen Patenten rc. hieß es niemals, wie in den Patenten so mancher anderer Fürsten: So ist es unser Wille; der Monarch will es so rc. Nein, Josephs Sprache war immer: Das allgemeine Beste rc. Unsere Pflicht als Landesvater rc. verlangt es so. Man liest so mehrere seiner eigenhändigen Aufsätze, wenn er sagt: „es wäre thöricht, wenn ein Landesherr sich einbildete, das Land sei für ihn, nicht Er für das Land und die Unterthanen da." Allein man wollte bei solchen Gelegenheiten öfters einen Widerspruch zwischen Worten und Thaten bei ihm bemerkt haben, weil nur weniger Menschen Verstand hinreicht, diesen scheinbaren Widerspruch aufzulösen. Joseph betrachtete sich als den Repräsentanten des Gemeinwohls, aber als solcher unumschränkt in der Gewalt. Nie wird es einem Freunde der Menschheit gelingen, das Gute zu vollenden, wenn er nicht sich Macht zum Guten erringt. Die Menschenliebe ist wohl unter allen Umständen berechtigt, unumschränkt zu herrschen.

Seine Pläne für das Ganze waren groß, weitaussehend, schöpferisch. Vor allen Dingen wollte er aus seinen weitläuftigen Besitzungen Einen Staat bilden. Es sollte einerlei Gesetzverfassung, einerlei Interesse, einerlei Steuer, einerlei Hauptsprache, einerlei Handlungssystem, einerlei Geist der Nationaldenkungsart rc. darein gebracht werden; eine äußerst schwere Unternehmung, wenn man einen Blick auf diese Besitzungen wirft, und sieht, wie sie aus vielerlei Völkerschaften, Religionen, Sitten, Trachten, Verfassungen rc. bestehen,

und noch so weit an Kultur, Kenntnissen und Denkungsart von einander entfernt sind.

Weiter wollte Joseph seinen Staat zu einem selbstständigen, von allen anderen Staaten unabhängigen, oder doch nur activ mit denselben verbundenen Staat machen. Darum beschränkte er im Religionswesen den Einfluß des Pabstes und hob die Verbindung der Mönchsorden mit auswärtigen Obern auf, riß die unter ausländischen Bischöfen stehenden Gegenden von denselben los und unterwarf sie einheimischen Bischöfen. Darum traf er in politischer Rücksicht an den Grenzen mit Frankreich, Holland, Venedig ꝛc. Tausch, Ankauf, Verkauf ꝛc. bei Grenzorten, wo seine und fremde Oberherrschaft sich kreuzten oder in Gegenstoß kamen. Darum verbot er, in ökonomischer Hinsicht, die Einfuhr aller fremden Waaren, die Ausschleppung des inländischen Geldes, eine sehr weise Maßregel, welche einen tiefen Gedanken und großen Vorausblick in die Zukunft bekundet!!! Wenn Oesterreich diesen Gedanken nicht wieder aufnimmt, wird es seine Staatskraft bald in Auflösung erblicken! Darum duldete er auch den Büchernachdruck, weil er diesen Gegenstand blos als Kommerzsache betrachtete.

Endlich wollte Joseph, durch die physiokratischen Grundsätze und die Anhänger dieses Systems bewogen, im Gewerbe, im Handel und Wandel und der Nahrungsart seiner Unterthanen allgemeine Freiheit einführen. Darum hob er, einstweilen zum Versuch, in Mähren die ganze Fleischhacker-Innung auf; darum hob er in Wien die Brodtaxe, Fleischtaxe, Holztaxe ꝛc. auf; darum war jedem Pfuscher erlaubt, jedes Gewerbe

zu ergreifen. Statt der gehofften guten Wirkung hatten diese in die Praxis übertragenen physiokratischen Theorien die schlimmsten Folgen. Fleisch von todtem und unreinem Vieh wurde nun in Mähren verkauft, und ganze Dorfschaften wurden dadurch krank gemacht; denn da der Verkauf Jedermann frei war, konnte man die nöthige Aufsicht über das ganze Land nicht führen. Die Aufhebung der Taxen in Wien sollte Fleisch, Brod und Holz wohlfeiler machen; es geschah anfangs gerade das Gegentheil. Die allenthalben zugelassenen Pfuscher gingen gewöhnlich bald wieder zu Grunde, verdarben aber durch ihr leichtsinniges Schleudern auch dem ächten Gewerksmanne auf einige Zeit sein Geschäft. Alle diese in ihren Folgen anfangs so unglücklichen Maßregeln sind nichts desto weniger doch die einzigen, durch welche Oesterreich einst aus der Gefahr der Auflösung gerettet werden kann. Die damaligen üblen Folgen wurden übertrieben, um Josephs Nachfolger zu dem Fehler zu verleiten, jene Grundsätze aus ihrem System zu verbannen. Sie haben es gethan, und demungeachtet sind alle Lebensmittel vertheuert, demungeachtet wird in Wien Pferde-, Hunde- und Katzenfleisch gegessen, und die Gewerbsleute gehen zu Grunde, indessen die noch größere Volksmasse verarmt. Die neue Zeit wird daher auch in dieser Hinsicht die Josephinischen Ideen wieder aufnehmen müssen, wenn nicht der Staat und das Volk zum Vortheil der Geldaristokratie und des Zunftwesens zu Grunde gehen sollen.

Um seinem Staate jene Unabhängigkeit, jenes Uebergewicht zu verschaffen, das in seinen Plänen lag, fühlte Joseph sehr wohl die Nothwendigkeit, eine stren-

gere Oekonomie einzuführen, als bei seinen Vorfahren gewöhnlich gewesen. Dies geschah auch. Es wurden beträchtliche Summen von alten Schulden zurückbezahlt. Die Wiener aber waren mit seiner Haushaltung nicht am Besten zufrieden. An den Aufwand eines zahlreichen glänzenden Hofes gewöhnt, fanden sie ihren Monarchen nun mit einemmale gar zu ökonomisch, der keine Feste gab, der die äußerste Simplicität in Kleidern zur Mode machte, seine Burg leer stehen und seine Köche müßig gehen ließ, der keine halbe Million brauchte, wo seine Mutter jährlich bei sechs Millionen ausgegeben hatte. Aber diejenigen, welche tiefer dachten, wußten wohl, daß durch diese Oekonomie die Industrie nichts litt, sondern nur die unnütze Bereicherung des Hofgesindes und einiger Lieferanten zum Besten des Staats vermindert wurde.

Den Aufwand, welchen der Kaiser Joseph für seine eigene Person machte, bezahlte er nicht mit den öffentlichen Staatsgeldern, sondern aus seinem Familienvermögen. Aus diesem bestritt er alle Kosten seiner vielen und großen Reisen, auf deren einer er einst **16,000** Dukaten blos verschenkte. Aus diesem schoß er den Fabrikanten Geld vor. Aus diesem gab er jährlich **20,000** Gulden in das Armeninstitut. Aus diesem steckte er täglich **100** Dukaten oder eben so viel halbe Souveraind'or in die Tasche, die er den Tag über ohne Geräusch verschenkte.

Josephs des Zweiten Temperament, Gemüthsart, Leidenschaften, seine Vergnügungen, sein gesellschaftlicher Charakter.

Wir folgen in dieser ganzen Charakteristik nur den gleichzeitigen Chronisten, welche wir sprechen lassen, und nur ergänzen und kommentiren.

„Cholerisch-sanguinische Leute," sagen diese, „sind die, welche in der Welt am meisten bemerkt und gefürchtet werden, und welche Epoche machen, am kräftigsten wirken, herrschen, zerstören und bauen. Cholerisch-sanguinisch ist also der wahre Herrscher- und Despotencharakter, sagt der Herr von Knigge."

„Joseph des Zweiten Temperament war das cholerisch-sanguinische, und seine Handlungen verriethen es. Herrschen, wirken, zerstören, bauen war ganz und unaufhörlich seine Sache. Alle seine Fehler und Schwachheiten waren Resultate seines Temperaments."

„Rasch und aufbrausend, schnell ergreifend und eben so schnell wieder abwerfend, war seine Gemüthsart. Rasch sein Gang, rasch seine Geberde, rasch alles sein Thun. Weichlichkeit war eine ihm unbekannte Sache, und Sorge und Schonung für sein Leben und seine Gesundheit waren ihm lästig. Er stürzte mit Pferden, gerieth auf Reisen in aufgeschwollene reißende Ströme, öfters kaum nagelbreit mehr vom Tode entfernt; war zweimal auf dem Punkte, von Hirschen gespießt zu werden. Alles das machte ihm keine Minute Sorge, machte ihn nicht schüchtern, sondern gab ihm Gelegenheit, darüber zu scherzen."

„Sein sonst offener Charakter gewann allmählig

mehr Zusatz von Mißtrauen, und darum begünstigte er das Denunziren zu stark. Er hatte aber gesehen, wie sehr das Zutrauen seiner Mutter von verschmitzten Leuten gemißbrauchet worden, hatte an sich selbst erfahren, wie oft er hintergangen ward, wie selten seine Absichten recht ausgeführt, wie häufig seine Befehle verdreht wurden. Dies mußte ihn mißtrauisch machen. Könnte man z. B. dem Publicum nur genau und umständlich erzählen, welche Hindernisse, Gehässigkeiten, Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten man ihm bei der einzigen Einführung der Toleranz in den Weg legte, die doch so öffentlich und allgemein gepriesen wurde: das Publicum würde Mitleiden mit ihm haben, würde ihm manchen heftigen Schritt, manchen harten Ausspruch zu gute halten."

„Ohne Schmeichelei darf man es behaupten, Josephs erste und stärkste Leidenschaft war: durch Menschenliebe herrschen, regieren, arbeiten; dieser opferte er alles auf. Ambition hatte Joseph ebenfalls, und ein Monarch eines so mächtigen Staats muß sie haben. Zum Zorn machte ihn sein aufbrausendes Temperament geneigt, und dieses erfuhren zu Zeiten seine Bedienten, die er überhaupt streng hielt, in spätern Jahren aber reichlicher beschenkte, als ehedem."

„Die Sinnlichkeit hatte nur von einer einzigen Seite Gewalt über ihn. Und den ersten Stein werfe auf ihn, wer die Gewalt der Sinnlichkeit von dieser Seite nicht selbst jemals gefühlt hat. Für einen Wittwer von dreißig Jahren, dessen Temperament Feuer, dessen körperliche Konstitution in außerordentlichem Grade gesund und stark ist, soll es die Welt, dächt' ich, verzeihlich finden. Denn bei all seinem unbändigen

Feuer hatte Joseph nie eine Maitresse, welche Einfluß auf das Wohl des Staates besaß, nie eine, welcher er Staatsgelder oder einige beträchtliche Summen aufopferte." Seine Sinnlichkeit wurde von seinem Hofgesinde oft arg mystifizirt. Man verkleidete öffentliche Dirnen als Bauerdirnen und ließ sie die Wiesen im Schönbrunner Garten mähen, wodurch Joseph — gleichsam durch eine höhere Nemesis — dem einzigen großen Menschheitübel zum Opfer wurde, wogegen er aus falscher Schamhaftigkeit keine Anstalten hinterließ, und welches, wie man sagt, die Ursache seines Todes war.

„Eigentliche Favoriten hatte Joseph nicht, nur einem Kammerdiener oder Kammerlakeien trug er gewisse häusliche Vertraulichkeiten auf", welche ihn leider dem Ungeheuer in die Arme führten, welches bereits in Wien die ganze Population vergiftet hat. *)

„Seinem geraden, hitzigen, offenherzigen, thätigen Charakter gemäß, hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was weitschweifig, steif, schwülstig, was Ceremoniel, Etikette, überflüssige Formalität war. Es fiel ihm lästig, daß er manchmal im feierlichen Aufzug bei offener Tafel speisen, daß er bei geistlichen und weltlichen Ceremonien im Pomp erscheinen sollte. Er war der erste, welcher die Gewohnheit aufhob, daß immer die adeligen Leibwachen neben dem Wagen der Personen vom regierenden Hause reiten mußten. Er verbot, durch eine eigene Verordnung, das Kniebeugen

*) Man wird gegen diese Thatsache schreien — seltsam ist doch diese korrupte Menschennatur der neuen Civilisation, welche an einem Uebel stirbt, um es nicht zu gestehen.

vor Ihm selbst und seinem Hause, weil dieses eine dem höchsten Wesen allein zuständige Ehrenbezeigung sei. Er schränkte die Zahl der dienenden Kammerherren auf 36 ein, und überhob auch diese sehr oft ihres Dienstes."

„Kein Monarch vor ihm und mit ihm hat sich wohl seinen Stand, im Punkte der Vergnügungen, so wenig zu Nutze gemacht, hat so wenig auf Zerstreuungen und Lebensgenuß gehalten, wie Kaiser Joseph der Zweite."

„Wer den Kaiser und seine Verhältnisse genauer kannte, der darf wohl behaupten, daß der geringste Handwerksmann, daß der Tagelöhner, in seiner Art, weniger arbeitete, und sich mehr Ergötzlichkeiten verschaffte, als sein Landesherr."

„Indessen, da es keinem Menschen möglich ist, unaufhörlich angestrengt zu sein, so erlaubte sich auch Joseph einige Vergnügungen."

„Die politischen Absichten weggerechnet, waren seine Reisen ein wirkliches Vergnügen für ihn. So viele Völkerschaften, die abstechenden Sitten, Gebräuche, Lebensart kennen zu lernen, hatten einen unauslöschlichen Reiz für ihn. Dabei verschaffte ihm sein gewöhnliches Incognito, seine simple Art zu reisen, hundert drollige Auftritte in fremden Ländern. Bald ließ er sich zum Gevatter bitten, bald wohnte er einer ländlichen Hochzeit bei, bald tröstete er hülflose Aeltern, bald überraschte er mit glänzenden Geschenken unschuldige Kinder."

„Musik war eine seiner beliebtesten Vergnügungen. Bei seinem Aufenthalte in Wien hatte er nach Tische fast täglich Musik. Wenn ein großes vollstimmiges

Concert war, so spielte er oft das Violoncello dabei. Bei Quartetten und kleinen Parthien aber spielte er das Klavier, und sang manchmal Arien aus den auf dem Theater aufgeführten Opern. Er sang einen reinen angenehmen Baß."

„Das Theater liebte, schützte und unterstützte er großmüthig. Munter-komische Stücke und lustige Opern hörte er gern. Er saß niemals in der eigentlichen Hofloge, sondern in der dritten Loge neben dem Theater. Wenn er von großen Reisen zurückkam, und das erstemal wieder im Theater erschien, empfing ihn das Publicum mit einem allgemeinen Geklatsche. Er neigte sich dann über die Loge heraus und dankte freundlich. Manchmal hielt er das ganze Stück aus, öfter aber blieb er nur während ein paar Acten, oder hörte nur einige Arien aus einer Oper, und ging noch vor dem Ende des Stücks hinweg."

„Die Jagd brauchte er, mehr wie eine seiner natürlichen Thätigkeit nothwendige Leibesübung, als ein Vergnügen. Er jagte Hirsche in der Gegend von Stammersdorf, schoß Wild im Prater, in der Brigittenau, selten auf seinen Familiengütern. Einst war er dabei in großer Lebensgefahr. Ein Hirsch sprang auf ihn zu, kam mit dem Geweih in sein Kleid, und hob ihn von der Erde auf; aber das Kleid riß aus, der Hirsch rannte davon, und der Kaiser hatte eine Contusion auf der Brust, die er Monate lang empfand. Während seines Feldzugs gegen die Türken hob er die Equipage der Parforce-Jagd gänzlich auf."

„Statt des Theaters, oder aus dem Theater weg, ging er gewöhnlich in Gesellschaft; sie war gemischt von

geistreichen Damen und Herren. Er besuchte verschiedene Häuser; von jeher aber hatte er eine besondere Gesellschaft von fünf Damen, die er mit dem allgemeinen Namen: die Fürstinnen, nannte. Es waren: die Wittwe des Fürsten Franz Lichtenstein, die Fürstin Karl Lichtenstein, ihre Schwester, die Gräfin Ernst Kaunitz, die Fürstin Kinsky, die Fürstin Clary; dieselben, an welche er das Abschiedsbillet schrieb. Diese Gesellschaft versammelte sich abwechselnd in einem Hause von den fünf Damen; am östersten aber bei der Fürstin Franz Lichtenstein. Von Männern kamen dazu: Graf Ernst Kaunitz, Rosenberg, Lascy. Es dauerte gewöhnlich bis zehn Uhr, und an Sonntagen bis zwölf Uhr Nachts. Joseph erschien hier nicht als Monarch, sondern als Bürger und angenehmer Gesellschafter."

„In der That besaß er dieses Gesellschaftstalent im vorzüglichsten Grade. Er hatte Welt, Anstand, Witz, Feinheit und Leichtigkeit im Ausdrucke; war mit den Damen galant, höflich und gesprächig mit Jedermann. Zeugen davon sind alle jene Länder und Höfe, die er auf seinen Reisen persönlich besuchte. Man war allenthalben von seiner Person und seiner Art, mit den Leuten umzugehen, bezaubert. König Friedrich von Preußen behauptet in seinen Schriften sogar, man sei in einigen Ländern auf Joseph heimlich eifersüchtig geworden, weil dieser durch seine gute, feine, gefällige Lebensart Jedermanns Neigung gewann, und manchen andern Fürsten an Popularität weit übertraf."

„Wenn er während des Sommers im Augarten wohnte, mischte er sich gewöhnlich des Tages ein paar-

mal unter den Schwarm der Spaziergänger, und ging Stunden lang im Garten, auch im Prater herum. Selbst wenn er Jemandem etwas abschlug, geschah es auf eine freundliche Art. Nur in den zwei letzten Jahren seines Lebens war er etwas mürrischer und auffahrender."

Zum Schluß dieses Kapitels folgende besonders charakteristische Anekdoten, theils nach Ueberlieferungen, theils nach den Journalen der Josephinischen Zeit. Da sie noch bei Lebzeiten Josephs öffentlich erzählt und niemals widersprochen worden sind, so kann man sie als ziemlich authentisch annehmen.

Einst warf sich dem Monarchen, als er aus einem besuchten Garten in seine Wohnung zurückkehrte, ein junges Frauenzimmer in Thränen vor die Füße, und konnte in ihrer Verlegenheit sonst nichts herausbringen, als: „Ew. Majestät reisen schon morgen weg?" — „Ja, meine Schöne," war die Antwort. — „Und ich Unglückselige muß da bleiben!" — Nun fragte der Kaiser scherzend: „Wollen Sie mit mir reisen?" — „Ach nein! aber ich bin unglücklich." — Es war die Tochter der reichen Gräfin B. K. von W., eine geborne Gräfin P., (die gleichzeitigen Schriftsteller erlaubten sich nicht, die Namen auszuschreiben), welche vor einigen Jahren von dem Monarchen die Aufhebung ihres Klostergelübdes, wozu sie als ein Mädchen von 15 Jahren von ihrer Mutter gezwungen worden war, erbeten hatte, und seitdem von der Mutter verstoßen, enterbt und verfolgt, blos von dem Mitleid einiger Freunde erhalten wurde.

Diese bat nun den Kaiser um die Wiederaussöhnung mit ihrer Mutter. Der Kaiser ergriff die Weinende bei der Hand, und führte sie zu der Mutter, er fand dieselbe mit andern Damen in der Allee spazierend. Er redete ihr anfänglich freundlich, liebreich und im Tone eines bittenden Freundes zu. Allein die Mutter war nicht zur Aussöhnung zu bewegen. Der Kaiser ließ sie von sich, und unterredete sich wieder einige Minuten mit der trostlosen Tochter, und da er ihre Thränen nicht länger aushalten konnte, faßte er selbige wieder bei der Hand, suchte nochmals die Mutter auf, und fand sie jetzt an einer Ecke des Gartens am Spieltisch sitzend; und nun schwand der allgemein liebreiche Blick aus dem Gesichte des gütigsten Monarchen, und die ernste Miene des Gesetzgebers trat ein, als er so zur Mutter sprach: „Mutter! sei nicht grausam gegen Deine Tochter. Deine Tochter sündigte nicht, als sie Gott einen erzwungenen Dienst, der ihm nicht angenehm ist, versagte, und ich glaube nicht geirrt zu haben, als ich sie davon zu befreien gedachte.“ — Und die Mutter gab nach — oder mußte durch die eindrucksvollen Worte nachgeben.

Zu Lobkowitz, unweit Melnik, verstarb ein Hussit, welchen die katholischen Bauern nicht wollten auf ihrem Kirchhofe begraben lassen. Sie zwangen den Bruder des Verstorbenen, unter Bedrohung des Todtschlags, den Körper in seinen Acker einzuscharren. Nach geschehener Einberichtung wurden zwei Kommissäre von Prag dahin abgeschickt, um die Beerdigung auf dem katholischen Kirchhofe vorzunehmen, welches die Bauern aber

noch nicht gestatten wollten. Darauf wurden **30** Mann Grenadiere dahin beordert, und als die Kommissäre unter dieser Bedeckung mit dem Todten nach dem Kirchhof kamen, verwehrten die durch die gezogene Sturmglocke bis **60** zusammengerotteten Bauern den Eingang. Die Grenadiere wollten durchbrechen, die Bauern wehrten sich, man feuerte blind, endlich scharf, und es gab auf beiden Seiten Verwundete. Unterdeß nahmen die Weiber den Leichnam, warfen ihn in die Elbe, und er schwamm einige Dörfer hinab, wo er sodann bei dem letzten aufgefangen, und ohne Weigerung beerdiget wurde. Hierauf erging der Allerhöchste Befehl: „der „Körper des Verstorbenen sollte auf den katholischen „Gottesacker begraben werden" — und deshalb wurden auch aus der Prager Garnison, von jeder Kompagnie **20**, zusammen **600** Mann Infanterie nebst **30** Dragonern ausgehoben, welche des Nachts von Prag marschirten, und mit anbrechendem Tage zu Lobkowitz und den nächsten Dörfern ankamen. Der Todte wurde ausgegraben, nach seinem Dorfe gebracht, und ohne Widerstand begraben. Von den Bauern wurden viele geschlossen und arretirt nach Prag gebracht, um ihre Strafe für ihre Widerspenstigkeit zu erhalten. In den Dörfern blieben kleine Kommandos zurück, die übrigen gingen wieder zu ihren Regimentern. — Dieser mag wohl der erste Bauer sein, der unter Paradirung von **600** Mann Soldaten begraben worden ist.

Einst fuhr der Kaiser in einem ganz unscheinbaren Kabriolet nach Schönbrunn. Auf der Mariahilfer Straße bemerkte er einen Schusterjungen, welcher sehr

fröhlich singend einherging und die Vorübergehenden harmlos neckte. Der Knabe gefiel dem Kaiser. Er lud ihn ein, mit ihm zu fahren, was sich der lustige Junge nicht zwei Mal sagen ließ. Auf dem Wege entspann sich folgendes Gespräch:

Der Kaiser. Was glaubst du wohl, wer ich bin? Rathe ein Mal.

Der Knabe. Sein's etwa'n ein Stallmeister?

Der Kaiser. Rathe höher.

Der Knabe. Also ein Graf?

Der Kaiser. Noch höher.

Der Knabe (stutzend). Etwa gar ein Fürst?

Der Kaiser. Noch immer höher.

Der Knabe (indem er auf dem Sprung ist). Etwa gar der Kaiser?

„Errathen!" sagte der Kaiser lachend; der Knabe aber war mit einem Satz aus dem Wagen hinaus und schrie nun aus Leibeskräften nebenher laufend:

„O — eh! schaut's den an, schaut's den an, der will der Kaiser sein!"

Eines Tages wandelte ihn die Lust an, ein Wiener „Fratschlerweib" (Gemüsehändlerin) schimpfen zu hören, da diese Weiber wie die Fischweiber in Paris eine besondere Virtuosität in den komischesten Schimpfreden besitzen. Er begab sich daher auf den Schanzel an der Donau und warf dort einer solchen Frau wie zufällig ihr Obstständchen um. Sogleich ergoß sich ein Strom der abentheuerlichsten Schimpfwörter mit solcher Vehemenz, daß sogleich ein Haufe Menschen sich versammelte. Der Kaiser, der aus vollem Halse lachte, wurde

erkannt, und das Fratschlerweib fiel in Todesangst zu seinen Füßen. Natürlich wurde sie, statt bestraft, reichlich beschenkt.

Ein nicht minder lustiger Fall ereignete sich mit einem Zeiselbauer (Plauwagenkutscher), wie sie an den Barrieren von Wien zu Lohnfuhren bereit stehen. Für wenige Kreuzer befördern diese bescheidenen Equipagen, worauf oft 20 Personen Platz finden, die ärmere Klasse der Bevölkerung in die Umgebungen. Der Kaiser, welcher zuweilen zu Fuß nach Schönbrunn ging, nahm sich einst — unerkannt — ein solches Fuhrwerk, um nach Schönbrunn zu fahren. Als sie zum Schlosse kamen, hielt der Kutscher vor der Brücke an, aber Joseph verlangte, daß er in's Schloß fahre. Vergebens protestirte der Kutscher und berief sich auf das strenge Verbot; der Kaiser beharrte darauf, daß er in's Schloß fahren solle, und versprach dem Kutscher einen Dukaten. Dieses Versprechen reizte den armen Teufel zur Uebertretung des Verbots, er hieb entschlossen auf seine Pferde ein und lenkte sie mit klopfendem Herzen dem Schloßgitter zu. Zufällig aber stand eine Schildwache da, welche den Kaiser sogleich erkannte und in's Gewehr rief. Der Zeiselbauer aber glaubte, es käme ein Hofwagen, und rief voller Angst aus: „da haben wir's, jetzt führt der Teufel gerade den Kaiser daher!"

Bekanntlich amüsirten den Kaiser Blumauers Travestieen sehr. Einst beklagte man sich gegen den Kaiser

darüber, daß Blumauer so weit in der Verachtung der Religion gehe, daß er, als der Papst das Volk segnete, den Hut aufbehalten habe. Blumauer rechtfertigte sich durch das Bonmot:

Ist der Segen gut,
So geht er durch den Hut!

Allein Blumauer blieb nicht bei diesen Scherzen, er verspottete alle religiösen Gebräuche der Katholiken in seinem Gedicht „der protestantische Bauernjunge", worin er die Hostie selbst profanirte. Der Kaiser nahm dieß aber sehr übel und zeigte dem Dichter nie mehr so viel Wohlwollen, als früher.

Der Muth und die Heiterkeit, die der Kaiser während seiner Krankheit bis auf den letzten Augenblick zeigte, ist gewiß ohne Beispiel. Am 6ten Februar ließ er den Staatsreferendar zu sich rufen und ihn neben sich setzen. Dann zog er unter dem Papier, auf welchem er einen Brief an den Großherzog zu schreiben im Begriff war, ein Blättchen mit den Worten hervor: „Sehen Sie hier mein Todesurtheil. Lesen Sie es, und dann wollen wir weiter reden." — Es war das Gutachten der Aerzte, die seine Lebensfrist nur noch höchstens auf 3 Wochen bestimmten. Dann endigte er das Schreiben an den Großherzog, legte das Gutachten demselben bei, expedirte den Kourier nach Florenz, und sprach zwei Stunden lang von seinem nahen Ende mit einer Gelassenheit und Heiterkeit, als wäre blos die Rede von einer kleinen Reise.

Ein junger ansehnlicher Mensch von vorzüglicher Größe hatte sich verschiedenemal bei dem Franziskaner Prior gemeldet, und verlangte in den Orden aufgenommen zu werden. Da der Prior denselben nicht ohne Kaiserl. Erlaubniß annehmen durfte, so verwies er denselben an den Kaiser. Der Monarch sah, daß der junge Mensch noch zu etwas Besserm zu gebrauchen sei, ernannte ihn zum Kadetten mit einer monatlichen Zulage von zwei Dukaten, und sagte zu demselben, als er sich in der Uniform bedankte: „Solche Franziskaner habe ich gern.“

Der Rath und Taxator von Bolza, welcher aus der ihm anvertrauten Kasse bei 20,000 Gulden entwendet hatte, war in ein Kloster entflohen. Der Pater, Guardian dieses Klosters der Karmeliter in Mannersdorf, wurde wegen der Folgen der Unvorsichtigkeit, daß man den Flüchtling aufgenommen hatte, besorgt. Er suchte also bei dem Kaiser selbst Audienz, und entdeckte ihm die Sache, die, wie er vorgab, in seiner Abwesenheit geschehen war. Der Kaiser antwortete: „was geht das mich an?“ und drehte sich um. Der Guardian glaubte nun genug gethan zu haben, und ging wieder nach Hause. Der Kaiser ließ darauf den Chef der Kommission über Bolza zu sich kommen, und sagte zu ihm: „Bolza ist noch in meinem Lande. Man muß suchen, seiner habhaft zu werden“ — eröffnete aber weiter nichts. Es vergingen 8 Tage und noch hatte man nichts ausgeforschet. Der Kaiser schrieb wieder ein Billet an vorerwähnten Chef, das ungefähr folgenden Inhalt hatte: „Der dumme Bolza ist noch in mei-

nem Lande, und ich verlange die genaueste Nachforschung nach ihm." — Und man war endlich so geschickt und glücklich, ihn auszukundschaften, und nach Wien zu liefern. Er ward verurtheilt, wie andere Verbrecher und Züchtlinge Strafen zu leiden, und im Zuchthause und beim Aufsprützen seine Arbeit zu verrichten, so ging er auch nicht anders wie jene in der Kleidung. Verschiedene seiner Freunde und seine Familie gaben sich alle Mühe, ihn zu retten. Sogar warf sich seine Schwester vor dem Kaiser mit Bitten um Aenderung der Strafe nieder. Der Monarch hob sie gnädig auf, indem er freundlich zu ihr sagte: „Haben Sie einen Liebhaber, der ein rechtschaffener Mann ist, so bringen Sie mir ihn, und wenn er Geschicklichkeiten besitzt, so soll er versorgt werden; aber die Strafe des Verbrechers wird nicht aufgehoben, der Dienst des Staats erfordert es." — Unter andern gab auch eine gewisse Stelle eine Vorstellung bei dem Monarchen ein: Bolza wäre nun so krank, weil sein Körper den Aufenthalt im Zuchthause nicht vertragen könnte. Der Kaiser schrieb darunter:

„Dergleichen unnütze Vorstellungen sollen künftig un„terbleiben; ich weiß wohl, daß das Zuchthaus keine „Gesundheitsanstalt und daß das Aufhängen der Ge„sundheit schädlich ist."

Dem Kaiser wurde in Brünn von einem Kavalier dessen Sohn zu Civildiensten vorgestellt, allein da er ihn in Militairdienste nehmen wollte, und dennoch auf dem Civildienste beharrt wurde, so antwortete der Kaiser: „Der Vater habe Herrschaften, auf welche er seinen

Sohn zum Verwalter machen könne, so würde er Civildienste haben.“

Als der Monarch auf seiner Reise durch die Niederlande auch in Mecheln war (1781), setzte er von da in einem Miethwagen seinen Weg nach der berühmten Stadt Löwen fort. Weil ihm aber die Straße dahin unbekannt war, so ließ er sich durch einen wohlgekleideten Bauer, den er von ungefähr antraf, den Weg bis auf die Landstraße nach Löwen zeigen. Dieser, welcher an gewissen Merkmalen die hohe Person, welche mit ihm sprach, sogleich erkannte, setzte sich, um den Auftrag zu vollziehen, auf ein Pferd, und ritt neben dem Miethwagen des hohen Reisenden her. Der Kaiser unterhielt sich mit dem Landmanne über verschiedene Gegenstände des Ackerbaues, und dieser beantwortete alle Fragen mit einer anständigen Kürze und Richtigkeit, welches dem Kaiser so wohl gefiel, daß er dem Bauer befahl, von seinem Gaule abzusteigen, und sich neben Ihm in den Wagen zu setzen; inzwischen erreichte man die Straße nach Löwen, und der Bauer stieg aus der Kutsche, machte die tiefste Verbeugung und sprach: „Jetzt brauchen mich Euer Majestät nicht weiter für heute, hier ist der gerade Weg nach Löwen.“ Der Kaiser wollte ihn nun beschenken, aber der Bauer lehnte es ab, indem er sagte: „ich habe kein Geld vonnöthen, und es ist vielmehr der Flamänder Pflicht, Ihnen welches zu geben.“ —

Zu Inspruck mußte sich ein gewisser Reichsritter, welcher bei den dasigen Schauspielern die Oberaufsicht führte, mit einem gewissen Freiherrn in einen Zweikampf einlassen, wobei letzterer jenen zuerst angegriffen hatte. Nichts destoweniger führte der angreifende Theil nachher noch besondere Klage bei dem Präsidenten, bewirkte auch, daß der Ritter auf der Stelle ins Zuchthaus gebracht wurde. Den Ritter überfiel nachher eine tödtliche Krankheit. Nachdem er davon wieder genesen war, begab er sich nach Wien, brachte daselbst die äußerste Klage über Mißhandlungen an, und erhielt das Urtheil, das zugleich öffentlich bekannt gemacht wurde, nämlich: „daß der Präsident seines Amts entsetzt, und dem Ritter außer den Kosten, welche ihm durch diesen Handel, durch die Krankheit, Reise u. s. f. verursacht worden, noch tausend Dukaten baar bezahlen solle.“

Als der Kaiser das neue Tollhaus, das vor dem Schottenthore in Wien erbaut ist, besah, fragte er den Aufseher, der ihn im Gebäude herumführte, wie man denn die Narren in den zu ihrer Wohnung bestimmten sogenannten Thurm bringen werde? — Der Aufseher, welcher nicht darauf achtete, daß der Kaiser gerade in der Mitte zwischen ihm und einem seiner Begleiter ging, wiederholte zwei- bis dreimal, daß „voraus der Aufseher der Narren, in der Mitte der Narr, und zuletzt die Wache gehen, und ihn durch den engen Gang bis zu seinem Gemach führen würden.“ — Endlich sagte der Kaiser: „Ich habe euch nun lange genug den Narren gemacht, jetzt stellt ihr euch in die Mitte.“

Der Aufseher bat zitternd um Vergebung seiner Unbesonnenheit; aber der Monarch beruhigte ihn lachend.

Ein Mann, der auf seinem Schiffe Obst führte, landete zu Wien an, um selbiges zu verkaufen. Nach geschehenem Verkauf fragte man ihn, was sein Schiff koste; denn Se. Majestät hätten befohlen, alle Schiffe, die man bekommen könnte, zusammenzukaufen. Der Mann versicherte, daß es ihm 70 Gulden gekostet hätte; wurde aber verlacht, und ihm gesagt, der Kaiser bezahle keines theurer als zu 20 Gulden; man zählte ihm also das Geld auf, und nöthigte ihn, solches einzustreichen. Der arme Mann that es mit pochendem Herzen; ging fort auf die neue Brücke zwischen der Rossau und dem Augarten, und weinte da bittere Thränen. Der Pöbel häufte sich um ihn her. Joseph kam eben aus dem Augarten geritten, fragte um die Ursache des Zusammenlaufs, befahl hierauf dem Manne, ihm zu folgen, ritt langsam in das Wasserbauamt, ließ sich das Protokoll aufschlagen, fand 80 Gulden für das Schiff eingeschrieben, schickte nach zwei Polizeidienern und ließ den Beamten ins Zuchthaus führen (der dann Gassen kehren mußte), dem armen Manne aber die 60 Gulden noch nachzahlen, gab ihm auch für den erlittenen Kummer noch ein besonderes Geschenk. —

Als der Monarch zuletzt in Ungarn war, zog unter den gefangenen Gassenkehrern ein schöner alter Mann dessen Aufmerksamkeit an sich. — „Warum

arbeitet ihr im Eisen?" fragte der Monarch. — „Ich schlug einen Hasen in meinem Hause todt," war des Mannes Antwort. — „Was habt ihr sonst verbrochen?" — „Nichts!" — „Sonst nichts?" — „Nein, gnädigster Herr!" — „Wer ist euer Oberer? ich will für euch bitten." — „O nein: Eure Gnaden! nur das nicht. Es hat schon einmal so ein gnädiger Herr für mich gebeten, hat mir aber nur nachher 50 Prügel gefruchtet, als er weg war." — Der Kaiser ging hin zum Verwalter, erfuhr, daß die Aussage sich bestätigte, ließ den Gefangenen losmachen, und dem Verwalter die nämlichen Eisen anschlagen, auch sogleich 50 Prügel zurückzahlen. —

Ein nach dem vorigen Kriege reduzirter Offizier übergab in diesem Monat October dem Kaiser ein Memorial, und bat, in dem bevorstehenden Kriege (mit den Türken) wieder angestellt zu werden. „Sollten wir denn wirklich Krieg bekommen?" fragte der Monarch. Da sich der Offizier auf das allgemeine Gerücht berief, so antwortete der Kaiser: „Ich weiß noch nichts davon, sobald aber der Krieg erklärt ist, können Sie sich wieder melden." —

Es kam zu dem Kaiser ein Weib, welches sich über die üble Behandlung ihres Mannes beschwerte, und fußfälligst bat, die Ehescheidung zu bewilligen. — „Das geht mich nichts an; wende sie sich an das Konsistorium, und da wird man sprechen, was Rechtens ist" — war des Monarchen Bescheid. Als das kluge

Weib merkte, daß sie auf diese Weise ihren Zweck verfehlte, wandte sie den Diskurs, und sagte: „Ja, es ist ein böser, gottloser Mann: Ew. Majestät sollten nur wissen, wie er selbst auf Ew. Majestät schimpft, und an Dero geheiligten Person sich versündiget.“ — Jetzt glaubte sie die rechte Saite berührt zu haben. Allein der Kaiser antwortete ihr barsch: „Das geht sie nichts an.“ Damit kehrte er ihr den Rücken.

Folgende bekannte Anekdoten, aus gleichzeitigen Quellen geschöpft, sind Schimners Werkchen über Joseph entnommen:

Das Mißvergnügen des Publikums zu Wien über den Rückzug des brechainvillischen Korps, und daß die österreichische Armee vor 3 Monaten nicht in Feindes Land vorgerückt, bewog einen großen General, dem Monarchen zu sagen: „Ew. Maj. werden wohl thun, mir die Entlassung von meinem Amte zu bewilligen, und einen dem Publikum gefälligern Mann zu wählen.“ Worauf der Monarch versetzte: „Mein guter General! Ihr Verlangen ist bereits in Erfüllung gegangen, ehe Sie mich darum baten.“

Bei manchen Gelegenheiten war Kaiser Joseph auch einem anständigen Scherze nicht abgeneigt, und ein solcher, geschickt angebracht, hatte wohl auch zuweilen die Folge, daß er einen einmal gefaßten Entschluß änderte. So begehrte einst der Sänger Benucci, dem der Kaiser überhaupt wohl wollte, Gehaltszulage. „Was

fällt Ihnen ein?“ sagte Joseph, „Sie bekommen ohnehin so viel, als kaum einer meiner Räthe.“ Kaltblütig erwiederte Benucci: „Ja, so lassen Eure Majestät also Ihre Räthe singen.“ — „Ist auch wahr,“ sagte der Kaiser lächelnd, „es mag drum sein, aber keine weitere Anwendung dieser Art.“

Im Garten zu Laxenburg begegnete der Kaiser um diese Zeit dem Abbee Metastasio, und redete ihn an: „Ich werde Ihnen nächstens Gelegenheit zur Ausübung Ihres dichterischen Talentes geben. Wollen Sie sich damit befassen?“ Der Abbee erwiederte: „Ich erwarte die Befehle Eurer Majestät, wünschte aber sehnlich, daß ich Ew. Majestät gänzliche Herstellung besingen könnte.“ — „Nein, nein,“ sagte der Kaiser schnell, „machen Sie lieber ein Epitaphium, und zum Stoff mag Ihnen dienen: Hier liegt ein Fürst, der mit den besten Absichten keinen seiner Pläne durchsetzen konnte.“

Der damals in großem Rufe stehende Kunstreiter Machien, welcher mit seiner Gesellschaft in Wien Vorstellungen gab, beklagte sich, daß man ihm von Seiten der Behörden zwar die Erlaubniß dazu gegeben, aber verweigert habe, täglich unter Trompetenschall das Schauspiel anzukündigen. Lächelnd entschied der Kaiser: „Hat man ihm das Vogelfangen erlaubt, so soll man ihm auch die Lockpfeife gestatten.“

Der Kaiser befand sich im Lager bei Pesth 1786, als ein Courier mit der Nachricht von dem Tode des Königs Friedrich II. von Preußen ankam. Joseph durchlas die Depesche mit sichtbarer Bestürzung, als aber einer der Umstehenden mit besorgter und wichtiger Miene fragte, was nun zu machen sein werde, antwortete der Monarch ruhig: „Trauer anzulegen."

Vor Allem war der Kaiser für die Gesundheit seiner Truppen besorgt, und nur die überwiegende Gewalt der üblen Luft in den sumpfigen Gegenden des Banates vereitelte alle Sorgfalt. Er ließ den Soldaten unentgeldlich guten Weinessig und Sauerkraut austheilen, und im Lager Brunnen graben, damit sie nicht genöthigt waren, das trübe Wasser aus der Donau und Save zu trinken. Das Heer ward im Ganzen auf das Möglichste geschont, man exercirte und manövrirte vor Sonnenaufgang, und um 6 Uhr früh waren die Truppen wieder im Lager. Alle militairischen Ehrenbezeigungen und Ceremonien, wodurch der Soldat ermüdet werden konnte, wurden eingestellt. Buchstäblich lautete es im Befehle: „Wer sitzt, bleibe sitzen, wer liegt, bleibe liegen."

Schnelle Expedition liebte und belohnte Kaiser Joseph. So erinnerte er sich am Abend vor seiner Abreise nach Ungarn, daß er einige Schriften, die er mitnehmen wollte, im Augarten oder in Schönbrunn vergessen habe. Er schickte sogleich einen Secretair mit dem Schlüssel dahin ab, um sich dieselben bringen zu

lassen. Der Secretair kam ganz bestürzt mit der Nachricht zurück, daß er sie nicht gefunden habe. „So müssen sie in Laxenburg liegen," sagte der Kaiser, „eilen Sie dahin, ich gehe nicht eher zu Bette, bis ich die Schriften habe." Bei später Nacht langte der Secretair in Laxenburg an, der wachhabende Hauptmann wollte ihn jedoch nicht in das Kabinet lassen, da er nichts Schriftliches vom Kaiser bei sich hatte, und erst nach der Vorstellung, daß der Kaiser wachend darauf warte, begab sich der Hauptmann mit ihm in das Kabinet, nahm die Schriften und verfügte sich jedoch selbst an der Spitze von vier Mann Wache, die den Herrn Secretair in die Mitte nehmen mußten, nach Wien in die Burg. Der Kaiser entsetzte sich Anfangs über seinen Secretair, der in Begleitung von Wache kam, belobte und belohnte aber den Hauptmann für seinen Diensteifer.

Eines Abends ging der Kaiser, wie er gewohnt war, ganz einfach gekleidet, im Augarten spazieren und fand ein Mädchen daselbst, das bitterlich weinte. Er fragte sie sogleich um die Ursache; seines geringen Anzuges wegen aber wollte sie sich ihm lange nicht anvertrauen, und erst nach langem Zureden brachte er heraus, daß sie eine arme Offizierstochter sei, die ihren Vater verloren habe und mit ihrer Mutter den bittersten Mangel leide. Auf die Frage, warum sie sich nicht an den Kaiser wende, erwiederte sie, „dieß sei schon mehrmals geschehen, allein sie sei stets mit der Antwort abgewiesen worden, der Kaiser könne nicht Jedermann geben." Joseph reichte ihr drei Dukaten, sprach ihr zu, sich zu

beruhigen, und sagte ihr, sie sollte den folgenden Tag um 10 Uhr in das Schloßgebäude kommen, er gelte selbst etwas bei dem Kaiser und wolle sich zu ihren Gunsten verwenden. Durch ihre Mutter aufmerksam gemacht, mit wem sie eigentlich gesprochen habe, begab sich das Mädchen am folgenden Tage zitternd in das Schloß und warf sich dem Kaiser bestürzt zu Füßen. Der gütige Monarch hob sie liebreich auf, machte ihr ein ansehnliches Geschenk und gab ihr die Versicherung einer hinlänglichen Pension für ihre Mutter, die nach deren Tode auf sie fallen solle. Als er sie entließ, sprach er noch: „Schließen Sie künftig nie mehr von dem Kleide auf den Mann, denn auch unter einem geringen Kleide kann ein wohlthätiges Herz verborgen sein.“

Bei Josephs Zusammenkunft mit Friedrich II. von Preußen kam die Rede auch auf deutsche Literatur. Dieser äußerte, wie gewöhnlich, seine Geringschätzung darüber und erklärte, daß die Deutschen in derselben bisher noch nichts Besonderes geleistet hätten, was zu dieser Zeit auch wohl im Allgemeinen nicht zu bestreiten war. — „In anderer Hinsicht aber,“ erwiederte der Kaiser, „stehen wir nicht zurück, und Euer Majestät selbst haben als Deutscher schon zwölf Schlachten gewonnen.“

Einst ließ sich Loudon verleugnen. Joseph trat unangemeldet in sein Zimmer und fand ihn in der Garderobe, im Schlafrock auf der Erde sitzend, mit

Landkarten umgeben, den Zirkel und Zeichnenmaterialien in der Hand. Da sagte der Kaiser gerührt: „Wollte Gott, daß mancher General auf diese Art nicht zu Hause wäre.“

Als Joseph sein neues Gesetzbuch über Verbrechen hatte publiziren lassen, fragte eine Dame ängstlich, ob die darin angezeigten Strafen auch über strafbare Adelige verhängt werden sollten. Joseph antwortete so weise als gerecht: „Verhüte der Himmel, dazu schätze ich den Adel viel zu hoch. Wenn daher, was ich nicht hoffe und fürchte, ein Adeliger fähig wäre, ein solches Verbrechen zu begehen, so würde er vorerst seines Adels und Titels entsetzt und dann überlasse ich ihn der Justiz.“

Ein talentvoller Schriftsteller schrieb eine Satyre gegen den Kaiser. Joseph ließ ihn zu sich rufen, und redete den zum Tode Bestürzten mit folgenden Worten an: „Hätten Sie gegen den Staat geschrieben, so wäre es meine Pflicht, Sie streng zu bestrafen; da Sie jedoch nur meine Person angegriffen haben, so verzeihe ich Ihnen und rathe Ihnen nur, sich künftig besser von meinen Absichten zu überzeugen und überhaupt das mit Recht verhaßte Feld der persönlichen Satyre zu verlassen, auf welchem Sie doch einmal an einen Unrechten kommen könnten.“ Erschüttert stürzte ihm der Schriftsteller zu Füßen und wurde in der Folge einer der tüchtigsten und treuesten Beamten.

Joseph gestattete zwar seiner Dienerschaft durchaus keinen Uebermuth, kein ostentatioses Betragen, auch durften sie keine überflüssige Pracht in der Kleidung entwickeln, die gewöhnlich in einem tuchenen Ueberrock, einer bordirten Scharlachweste und einem mit Goldtressen besetzten Hute bestand. Dagegen aber war er, wie gegen Fremde, so auch gegen seine Dienerschaft äußerst gütig und herablassend, und auf seinen Reisen erlaubte er Allen, vom Kammerdiener bis zum Küchenjungen, wenn er Briefe nach Wien absendete, ihm die ihrigen an ihre Angehörigen dazu zu geben. „Bei seiner Anwesenheit zu Paris bemerkte er einmal, daß einer derselben beim Absenden der Briefe eine traurige Miene machte, und fragte ihn sogleich, ob er nicht auch etwas zu schreiben gehabt hätte. „O ja," antwortete dieser betrübt, „ich habe jedoch weder Feder noch Dinte." — „Warum hast du es denn nicht von mir verlangt?" sagte der gütige Monarch, „wende dich künftig nur ohne Scheu an mich, wegen solchen Kleinigkeiten soll deine Familie nicht ohne Nachricht bleiben."

Auf seiner Reise nach Paris stieg der Kaiser unerkannt in einem Wirthshause ab, um daselbst über Nacht zu bleiben. Nur von Wenigen aus seinem Gefolge war er begleitet. Eine Magd ließ sich mit ihm in ein trauliches Gespräch ein und klagte ihm, daß sie vor Kurzem einen silbernen Teller verloren habe, dessen Ersatz, den sie leisten müsse, ihre Kräfte bei weitem überstieg. „Meine ganze Hoffnung," fuhr sie fort, „habe ich jetzt auf den Kaiser gesetzt, der auf seiner Reise bei uns absteigen wird, und da werde ich gewiß ein Geschenk erhal-

ten, das mich vielleicht in den Stand setzt, meinen Verlust zu ersetzen, denn er soll außerordentlich gütig sein." Bei seiner Abreise am folgenden Morgen ließ ihr der Kaiser vier Louisd'or zustellen, und sie merkte mit Freudenthränen, daß ihr Wunsch bereits in Erfüllung gegangen sei.

Ein fremder Gelehrter, dessen Grundsätzen Joseph abhold war, schlich sich im Garten zu Laxenburg immer um den Kaiser her. „Was wollen Sie?" fragte ihn endlich Joseph ziemlich heftig, „haben Sie mir ein Gesuch zu übergeben?" „Nein, Ew. Majestät," sagte dieser, „bloß das heftigste Verlangen, Ew. Majestät zu sehen, trieb mich hieher." „Wohlan," erwiederte der Kaiser, „so sehen Sie mich recht an, dann können Sie aber wieder gehen."

Als ihm die Aerzte endlich dringend vorstellten, daß sie bei Erneuerung des Feldzuges an seiner Wiederherstellung verzweifeln müßten, da seine Gesundheit schon das Erstemal so viel gelitten habe, so sagte der Kaiser im halben Scherz: „Wenn von Arznei-Einnehmen di Rede ist, will ich Ihren Rath jederzeit herzlich gern befolgen, meine Herren, am Ende ist es aber einerlei, ob ich in Wien oder in Semlin huste."

Feldmarschall Lascy, auf welchem der Kaiser großes Vertrauen setzte, wollte sich beim Ausbruche des Türkenkrieges wegen Uebernahme des Kommandos mit seiner

wankenden Gesundheit und durch Alter geschwächte Konstitution entschuldigen. Joseph aber tröstete ihn mit den Worten: „Geben Sie sich zufrieden, lieber Graf, wir nehmen Oefen und gute Wildschuren mit, damit wir für unsere Körper nichts zu fürchten haben.“ — Indessen wäre es allerdings besser gewesen, der Kaiser hätte dem Verlangen Lascy's gewillfahrt, denn dieser Krieg nahm einen allzukläglichen Anfang für die dazu gemachten großen Anstalten, nur die Erscheinung Loudons brachte einiges offensive Leben darein, und der Kaiser hatte bald selbst Gelegenheit, sich davon zu überzeugen und seine Ueberzeugung auch mit der ihm gewohnten liebenswürdigen Gutmüthigkeit auszusprechen. Bei der Ankunft Loudons fragte ihn nämlich der Kaiser sogleich: „Wie lange, glauben Sie, wird es brauchen, um mit Belgrad fertig zu werden?“ Loudon erwiederte: „Wenn Alles an Ort und Stelle ist, was zur Belagerung gehört, so getraue ich mir binnen zehn oder zwölf Tagen Meister der Festung zu sein.“ „Das scheint mir wohl ein wenig viel gesagt,“ bemerkte kopfschüttelnd Lascy. Der Monarch aber nahm ihn bei der Hand und sagte flüsternd: „Wir müssen ihm das schon glauben, lieber Graf, denn wir Beide haben noch keine Festung eingenommen.“

Als der Kaiser bei einem Spaziergange auf der Bastei ein junges Mädchen bei einem Brunnen Wasser schöpfend fand, redete er sie an und fragte, ob denn die Last schwer wäre? — „O freilich,“ erwiederte sie dem Unbekannten, „besonders, wenn man es nicht gewohnt ist.“ Auf weiteres Befragen erfuhr Joseph, daß sie

eine Beamtenstochter sei, deren verdienstvoller Vater gestorben und eine Wittwe mit fünf Kindern hinterlassen habe, die von einer Pension von **100** Gulden leben müsse. „Aber warum," fuhr Joseph auf, „wenden Sie sich nicht an den Kaiser?" — „Ach Gott," sagte das Mädchen naiv, „der giebt nichts her, der nimmt eher." — „Nun," sagte der Kaiser lächelnd, „probieren Sie's nur, er nimmt nur Denen, die es nicht brauchen, und giebt Jedem, der es verdient." Bald war auch der Noth der armen Familie abgeholfen.

Der Kaiser besuchte bei seinem Aufenthalte zu Spaa den großen Garten daselbst, Vauxhall genannt. Da er sich von den abwechselnden Vergnügungen daselbst große Vorstellungen gemacht hatte und doch Alles sehr einförmig fand, so theilte er diese Bemerkung einer neben ihm sitzenden Dame mit, welche ihm erwiederte, daß es kein Wunder sei, da man nicht müde werden könne, ihn zu betrachten. „Was wird man da am Ende sehen?" sagte der Kaiser etwas verstimmt, „ich sehe nicht anders aus als andere Leute." Endlich nahmen auf seine Aufforderung die Spiele und Vergnügungen ihren Anfang und gefielen ihm so wohl, daß er später oft den Ausspruch that: „Ich kann Spaa nicht besser beschreiben, als wenn ich es das Kaffeehaus von Europa nenne." Dieser Name ist dem berühmten Badeorte bis heute geblieben, obschon nur Wenige wissen, daß ihm denselben zuerst Kaiser Joseph beilegte.

Im Jahre 1786 suchte der venetianische Gesandte den Kaiser zur Theilnahme an dem Kriege der Republik gegen die Türken zu gewinnen und sagte deshalb wie hingeworfen: „Wenn Eure Majestät an dem gegenwärtigen Kriege Theil nehmen, und nach Maßgabe einer Offensiv- und Defensiv-Allianz eine Diversion machen wollten, so könnten Sie leicht die Gränzen Ihres Reiches erweitern.“ — Der Kaiser erwiederte aber: „Ich habe weder Lust noch Ursache, mich mit irgend einer Macht in Krieg einzulassen. Meinen ganzen Ruhm suche ich nur in der Beförderung der Glückseligkeit und des Wohlstandes meiner Unterthanen und beschäftige mich bloß damit. Sollte sich jedoch der Fall ergeben, daß ich angegriffen würde, so werde ich mich auch zu vertheidigen wissen, und glaube, daß ich dann auch auf Beistand zählen darf.“ — Es wäre nur zu wünschen, Joseph wäre auch in der Folge diesen Grundsätzen treu geblieben, so hätte der unselige Türkenkrieg nicht Statt gehabt und sein kostbares Leben wäre gewiß noch lange gefristet worden.

Der bekannte Luftschiffer Blanchard wandte sich schriftlich an den Kaiser, um Erlaubniß zu der Produktion seiner Kunst in Wien zu erhalten. Er bekam jedoch folgenden schriftlichen Bescheid auf seine Bitte: „Ich habe Ihre Zuschrift erhalten, Monsieur Blanchard, Sie haben die Neugierde Ihrer Zuschauer durch so viele und an verschiedenen Orten gegebenen Proben hinlänglich befriedigt, so daß mir kein Zweifel an dem Gelingen Ihrer Kunst übrig bleibt. Sobald Sie durch Ihre Kenntnisse und wiederholten Versuche das Mittel gefun-

den haben werden, mit der Luftschifffahrt **auch nur irgend einen nützlichen Zweck zu verbinden**, soll es mir zum großen Vergnügen gereichen, wenn Sie nach Wien kommen und mich davon überzeugen wollen.“

Eine Frau, welche einen damals sehr modernen Kopfputz **à la turque** hatte und auch sonst reich gekleidet war, überreichte dem Kaiser in Laxenburg ein Gesuch um Gnadengehalt. Nachdem er sie eine Zeitlang fixirt hatte, sagte er unwillig: „Wenden Sie sich nur an Ihren Souverain, den türkischen Kaiser, denn Ihr Kopfputz zeigt deutlich, daß Sie eine Unterthanin von ihm sind.“

Die Kabinetskanzlei war mit dem Kabinette des Kaisers durch eine Maschine von äußerst künstlicher Einrichtung verbunden. Sie bestand aus einem Tische, welcher sich mittelst Walzen in die Höhe drehte, durch den Fußboden des Kabinetes ging und an der Seite des Kaisers stehen blieb. Durch diese Vorrichtung erhielt Joseph die Ausfertigungen seiner Kanzlei. Er übersandte dann auf gleiche Weise seine neuen Aufträge und der Tisch sank auf eben die Art, wie er heraufgekommen war, wieder zurück. Dadurch war der Kaiser in den Stand gesetzt, immer allein zu arbeiten und Herr über seine Geheimnisse zu sein.

X Ein junger Italiener traf auf der Reise nach Wien in einem Gasthof mit mehreren Fremden zusammen, welchen er sein Vorhaben, Kriegsdienste zu nehmen, mittheilte. Einer unter den Reisenden sagte zu ihm, nachdem er ihm ruhig zugehört hatte: „Ich glaube, Sie haben eine schlimme Partie ergriffen, denn nach einem so langen Frieden (es war im Jahre 1775) und bei einem so zahlreichen Adel, der sich meistens dem Militärdienste widmet, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß sich ein Fremder bei der Armee poussiren könne.“ Der junge Mann erwiederte jedoch, daß er demungeachtet entschlossen sei, seine Reise fortzusetzen, und er rechne auf die Empfehlungsschreiben, die er mitgenommen habe. Der Fremde sah dieselben flüchtig durch und sagte dann: „Nun, weil Sie gar nichts von Ihrem Vorsatz abbringen kann, so reisen Sie in Gottes Namen weiter. Ich werde Ihnen ebenfalls einen Brief mitgeben, der Ihnen vielleicht von Nutzen seyn kann. Sie dürfen ihn nur dem General Lascy übergeben.“ — Der Italiener dankte, nahm den Brief und setzte seine Reise fort. Bei seiner Ankunft in Wien begab er sich sogleich zu Lascy und überreichte ihm alle seine Empfehlungsschreiben, jenes ausgenommen, welches er von dem Reisenden erhalten hatte, da er auf dessen Empfehlung nicht eben das größte Gewicht legte. Da sich jedoch der Feldmarschall äußerte, daß es ihm äußerst leid thue, seinem Verlangen nicht willfahren zu können, indem für diesen Augenblick keine Stelle offen sei, zog der Neapolitaner doch auch endlich den Brief hervor und überreichte ihn. Erstaunt las ihn der General und fragte ihn dann: „Wissen Sie denn auch, wer Derjenige war, welcher Ihnen den Brief gegeben hat?“ —

Auf dessen verneinende Antwort fuhr Lascy fort: „Es war der Kaiser, welcher mir befiehlt, Ihnen eine Oberlieutenantsstelle zu geben.“

Auf seiner Reise nach Frankreich kam Joseph in ein Posthaus, wo man um einen Pathen bei einer Kindtaufe verlegen war. Der Kaiser erbot sich freiwillig zum Gevatterstehen. Als jedoch bei der Taufhandlung der Pathe um seinen Namen befragt wurde und diese Frage bloß mit Joseph beantwortet wurde, stutzte der Geistliche und fragte weiter um den Zunamen. „Ist denn Joseph allein nicht genug?“ fragte der launige Monarch, „nun denn, Joseph der Zweite (le second).“ „Le second,“ sagte der Geistliche, „gut, aber Ihr Stand, Ihr Charakter? Wer sind Sie denn eigentlich?“ — „Kaiser,“ entgegnete Joseph lakonisch, und setzte durch diese Antwort Alles in Erstaunen und Bestürzung. Der Postmeister stürzte dem erhabenen Gevatter zu Füßen, der sich jedoch alles weitere Aufsehen verbat, seinen Pathen reichlich beschenkte, und, nachdem die Pferde angekommen waren, rasch von dannen fuhr.

In einer anderen französischen Station kam der Kaiser, der das rasche Fahren liebte, etwas früher an als sein Gefolge und vertrieb sich indessen die Zeit, indem er sich selbst rasirte. Bald erschien der Wirth, einer von Prima Sorte dieser neugierigen Menschenklasse, und fragte ihn, da die nahe Ankunft des Monarchen schon bekannt war, ob er etwa zu dessen Gefolge ge-

höre. „Allerdings,“ antwortete Joseph. Der Wirth rückte nun mit mehren Fragen heraus, und schloß endlich mit jener, was er denn eigentlich für eine Bedienung oder für ein Amt bei dem Kaiser bekleide. „Je nun,“ sagte der Kaiser, „ich rasire ihn bisweilen.“

Die zu jeder Zeit berühmten und berüchtigten Fischweiber (**dames de la halle**) zu Paris ließen sich ebenfalls nicht nehmen, dem Kaiser wenigstens durch eine Deputation ihre Aufwartung zu machen, und ihre Sprecherin, die Aelteste unter ihnen, bewillkommte ihn mit folgender originellen Anrede: „Gnädiger Herr Kaiser (**Monseigneur l'empereur**), nehmen Sie es nicht übel, daß wir Sie so nennen, denn wir wissen wohl, daß Sie es sind, obschon es uns Ihr Schweizer abläugnen will. Der König und die Königin und wir sind alle froh, Sie zu sehen. **Vive l'empereur**, der das Geld mit vollen Händen verschenkt.“

Als der Kaiser im Feldspitale einen Soldaten bemerkte, der den Arm in der Schlinge trug, und ihn über seine Wunde befrug, sagte er, ein Chirurg habe ihn beim Aderlassen so ungeschickt verletzt, daß er seinen Arm seit langer Zeit nicht mehr bewegen könne. Sogleich ließ der Monarch den Wundarzt rufen, der zitternd zu dessen Füßen stürzte, und gestand, er sei eigentlich seines Handwerks ein Schneider, aber durch Protektion als Praktikant der Chirurgie aufgenommen worden. Joseph stellte sogleich die strengste Untersuchung an und steuerte diesem Unwesen ein- für alle-

mal. Dem guten Schneider aber ließ er eine Trommel umhängen und sagte lächelnd: „Dieß Instrument ist für einen Schneider leichter zu handhaben als die Lanzette.“

Auf einem Spaziergange um die Bastei bemerkte der Kaiser einen kleinen Knaben, welcher bitterlich weinte. Sogleich fragte ihn der leutselige Monarch um die Ursache. „Ach,“ jammerte der Kleine, „meine Mutter liegt schwer krank und ich sollte einen Arzt holen, er kommt aber nicht unter einem Gulden und den haben wir nicht.“ „Führe mich zu deiner Mutter,“ sagte Joseph, „ich bin auch ein Arzt und will ihr umsonst ein Recept schreiben.“ Der Knabe führte den Monarchen zu seiner Mutter, und er fand, daß ihre Krankheit wohl hauptsächlich in ihrer bittersten Armuth bestand. Er schrieb ihr eine Anweisung auf **50** Dukaten an die Staatskasse, welche sofort in die Apotheke getragen wurde, da man es für ein Recept hielt. Hier klärte sich der Irrthum auf. Die arme Frau aber erhielt überdieß noch eine Pension.

Feind jeder Affektation, bat sich der Kaiser, als ihn einst die Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, versicherte, daß sie sich in Allem seinen Willen fügen werde, nur aus, daß sie sich in ihrem Leben nie schminken und auch ihre Hofdamen bewegen wolle, es zu vermeiden.

Als dem Kaiser vorgestellt wurde, daß die Kosten der Belagerung Belgrad's sich bis Ende Juni schon auf drei und eine halbe Million Gulden beliefen, erwiederte er: „Es koste, was es wolle, wenn nur Menschenblut dabei geschont wird."

Ein Lieutenant, welcher mit einer wichtigen Botschaft an einen General abgesendet ward und dieselbe sehr unvollständig überbrachte, ward des Dienstes entlassen und an das Invalidenhaus angewiesen. Da er sich darüber bei dem Kaiser beschwerte und seine Dienstfähigkeit behaupten wollte, antwortete ihm dieser: „Ein Offizier, welcher nicht gut hört, ist allerdings invalid."

Nach der ersten Aufführung von Mozarts „Entführung aus dem Serail", sagte Joseph zu dem Meister, ihm auf die Schulter klopfend: „Recht gut, recht brav, Mozart, nur gar zu viele Noten." „Gerade so viel, als nöthig sind," erwiederte dieser. Gutmüthig antwortete der Kaiser: „Kann auch seyn, er muß das freilich besser verstehen."

Drittes Buch.

1785.

Bei seinen kirchlichen Reformen verfuhr Joseph, gereizt durch Widerstand und Intriguen, wie überhaupt ohne kluge Vorsicht, wodurch er seine Gegner heftig erbitterte.

Noch vor Ablauf des Junius 1785 wurden die Exjesuiten zu Wien auf des Kaisers Befehl genöthiget, ihr ehemaliges Novizhaus zu St. Anna schleunig zu verlassen. Sie bewohnten dasselbe in guter Anzahl, hielten Schule und bedienten die Kirche. Statt ihrer sollten die Maler=, Zeichnungs=, Baukunst- und Bildhauerakademien hineinkommen.

1787.

Ein öffentliches Zeitungsblatt meldete, Anfang Septembers, Folgendes aus Wien: Als die nieder-

ländischen Deputirten ihre Abschiedsaudienz bei dem Kaiser hatten, waren sie durch seine Freundlichkeit so gerührt, daß sie Se. Majestät ersuchten, in Person nach den Niederlanden zu kommen, worauf der Kaiser seinen Hut abnahm, und, indem er solchen den Deputirten zeigte, sagte: „Ihr seht, meine Herren, daß ich nur eine schwarze Kokarde trage.“ „Gleichwohl werden Ihre getreuen Brabanter,“ (versetzte sogleich einer der Deputirten), „sich vor Ew. Majestät Füßen niederwerfen, wenn uns die Gunst, um welche wir bitten, zugestanden wird.“ Die Leutseligkeit Josephs konnte ihm die Niederländer nicht gewinnen, wohl aber wäre es gelungen, sie zu bezwingen durch falsche, zweideutige Concessionen, welche Joseph verschmähte.

1787.

Als die niederländischen Deputirten von einem großen Minister gefragt wurden, wie sie den Kaiser gefunden hätten, antworteten sie: „Oh ce n'est pas un Empereur, c'est un Pere!“ (Oh! er ist nicht Kaiser, er ist vielmehr Vater!) Der Anstand und die Wohlredenheit des Herrn Petit, Deputirten von der Grafschaft Hennegau, zog vorzüglich die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich. Er schilderte in einer kurzen, bündigen Rede die Beschwerden der Stände, aber auch zugleich ihre unverbrüchliche Treue und Liebe gegen den großen Souverain, dem sie anzugehören das Glück hätten. Sobald er ausgeredet hatte, erwiederte Se. Majestät mit folgen=

den Worten: **Läissons à present à part les Ceremonies, et parlons en amis.**

1788.

Es ist nur allzuwahr, daß die Errichtung des Generalseminariums zu Löwen ein fortwährendes Hinderniß der Herstellung der Ruhe und Eintracht in den niederländischen Provinzen war. Ungeachtet selbst verschiedene Bischöfe denen zur einstigen Ausübung der Seelsorge bestimmten jungen Leuten die gemessensten Befehle ertheilten, sich bei gedachtem Generalseminario einzustellen, so standen doch seit der Eröffnung desselben (am 15ten Januar) die Hörsäle forthin leer. Mehr als funfzig junge Theologen hatten sich am 17ten dieses dem Bischof von Gent, Fürsten v. Lobkowitz, zu Füßen geworfen, und von dem Besuch des Generalseminariums zu Löwen frei gesprochen zu werden gebeten; und da der Bischof ihrem ungestümen Gesuche kein Gehör geben wollte, wandten sie sich sogar mit einer Bittschrift an die Versammlung der Stände von Flandern, und erklärten, daß sie dem geistlichen Stande eher entsagen, als in mehrgedachtes Generalseminarium sich verweisen lassen wollten. Gleiche Gesinnungen gaben auch die Theologen andern bischöflichen Seminarien zu erkennen. Indessen hielt die Regierung die Durchsetzung dieser Sache für so wichtig, daß der Graf von Trautmannsdorf am 7ten Februar von Posen nach Löwen sich begeben hatte, und wer nur ein wenig die herrschende Denkungsart der Niederländer Geistlichkeit an dem römischen Hofe u. s. w. kannte, wußte wohl, daß ohne

eine andere Art des Unterrichts die Klerysei nie aufhören würde, das Volk irre zu führen.

Das Institut dieses Generalseminariums war eine der hauptsächlichsten Verfügungen, welche vor dem 1sten April 1787 gemacht waren, und, wie bekannt, bewilligte der Kaiser den Deputirten der Stände ihr Anbringen nur unter der Bedingung, daß alle jene Verordnungen und Edicte sollten vollstreckt werden. Seiner Zusage gemäß, besetzte der Monarch alsogleich die erledigten Abteien; die Stände zögerten aber immer, die in obbemeldeten Edicten enthaltenen souverainen Verfügungen, sowohl in geistlichen als andern Sachen, zum Vollzug zu bringen, protestirten vielmehr noch dagegen und setzten dadurch alles in Ungewißheit, weshalb das Gouvernement unterm 21sten December v. J. die Deklaration erließ, daß alle obbemeldeten Edicte, Verordnungen und Reglements ꝛc. unabänderlich bestehen und volle Gesetzeskraft haben sollten ꝛc. Diese letzte Deklaration war es, welche der souveraine Rath von Brabant einzuregistriren und zu publiciren sich weigerte, und daher von dem Grafen von Trautmannsdorf den Befehl erhielt, den Saal nicht eher zu verlassen, als bis die Einregistrirung geschehen sei, wozu sie sich erst nach Mitternacht und nicht ohne gewisse Restriktionen und Berufung auf die bekannte Joyeuse entrée entschlossen. Von dem bei dieser Gelegenheit entstandenen Auflauf sollen Geistliche die Anstifter gewesen sein, und erzählt ein öffentliches Blatt aus Brüssler Briefen davon folgende Anekdote:

„Als der damalige Chef der Niederländer Truppen, General d'Alton, der sich selbst zu Fuße bei diesem Auftritt befand, ungefähr funfzehn Geistliche bei einander

stehen sah, rief er einige von ihnen zu sich und fragte sie, was sie da machten? „Ich habe immer gehört," fuhr er fort, „daß sich die Jünger Christi vertheilt und dem Volke geprediget haben; ahmen Sie diesen als Geist nach." — Bestürzt und stillschweigend, aber mit einem Blick voll Unmuth, gingen sie weg.

Dieser Graf d'Alton und die von ihm eingeführte Kriegspolizei, wovon interessante Akten in den Souvenirs vorliegen, erbitterte die Gemüther durch eben jene Eigenschaften, welche diesen Mann dem Kaiser werth machten — unnachgiebige Strenge und absolute Geltendmachung der Wünsche des Kaisers.

Es ist bekannt, aus vorher mitgetheilter Nachricht, daß auf Fürsprache der Stände von Brabant den widerspenstigen Gliedern der Löwener Universität Vergessung und Vergebung angekündigt worden, und man erwartete nichts anders, als daß dieselben dieser Güte sich bedienen und ihre Aemter wieder antreten würden. Bis zum 4. Juli hatte sich aber noch keiner dieser Lehrer gemeldet, um an dieser Wohlthat Theil zu nehmen. Indeß war es nothwendig, daß die durch sie ledig gewordenen Stellen vor Anfang des neuen Schuljahres (den 1sten Sept.) wieder besetzt wurden, und in Folge dessen schickten die Generalgouverneurs an die Stände von Brabant eine neue Depesche, kraft welcher jenes Amnestie-Plakat gegen jeden dieser Lehrer, welcher sich in Zeit von drei Wochen, vom 30. Juni an, nicht stellen oder melden würde, für null und nichtig erklärt ward.

Es hatte sich zwar zu Brüssel das Gerücht allgemein verbreitet, daß die Stände dem Kaiser ein **Don gratuit** bewilligt hätten; allein man überzeugte sich, daß dieses Gerücht ganz ungegründet war. Desto gegründeter aber war die Nachricht, daß zu Antwerpen die Patrioten einem Royalisten, wie sie die Anhänger der Regierung nannten, auf gut türkisch ein Ohr mit einem Messer abschnitten, und das andere mit Gewalt abrissen. Zu Löwen war Anfangs Juli die Gährung noch heftig, und die Royalisten mußten alle Arten von Beschimpfungen erdulden. So wurden vier Studenten von den Patrioten sehr gemißhandelt, weil sie auf des Kaisers Gesundheit tranken, und würden noch mehr mißhandelt worden sein, wenn nicht die Militairmacht herbeigekommen wäre und die wüthenden Patrioten in Arrest geführt hätte. Zu Brüssel waren (Anfangs Juli schon) die Kanonen von dem großen Platze abgeführt und nur zwei Wachen daselbst gelassen worden, worüber ein großes Frohlocken entstand. Der Bischof von Antwerpen wurde nach Wien berufen; er aber antwortete, daß seine Gesundheitsumstände diese weite Reise nicht zuließen, und daß er seinem bejahrten Erzbischof von Mecheln die schwere Last der Geschäfte nicht allein überlassen könnte.

1788.

Da der Kaiser der noch übrigen Gährung in den österreichischen Niederlanden durchaus ein Ende machen wollte, welche einige Anstifter, Feinde des Staats und der öffentlichen Ordnung, durch ihre verkehrten Rath-

schläge und hinterlistiges Verfahren in diesem Lande noch zu erregen fortfuhren, so wurde zu Brüssel, Anfangs August, der Befehl bekannt gemacht, sich derjenigen zu Brüssel, Antwerpen und Löwen zu versichern, und sie in die Citadelle zu Brüssel zu bringen, welche sich schon allzulange Zeit mit einer Unverschämtheit ohne Beispiel als Häupter des Aufruhrs bekannt gemacht, und ihnen nach der Strenge der Gesetze den Prozeß zu machen. Der bevollmächtigte K. K. Minister, Graf von Trautmannsdorf, hatte diesem zufolge eine Depesche an die Stände von Brabant erlassen, um ihnen solches bekannt zu machen.

Wegen des in den ersten Tagen des August zu Antwerpen entstandenen Tumultes hatte der Magistrat die Einwohner von einem Briefe benachrichtiget, den er von dem Kommandanten erhalten, und der folgenden Inhalts war:

„Mir ist aufgetragen, meine Herren, Ihnen zu melden, daß ich alle Tumulte, die etwa noch entstehen möchten, mit Gewalt hemmen soll, wovon ich gestern einen Beweis zu geben verbunden gewesen bin; — daß ich nicht verpflichtet bin, Ihnen hierüber nähern Bericht abzustatten, und Ordre habe, in dergleichen Fällen mit Kanonen dasjenige Haus in den Grund zu schießen, aus welchem auch nur ein einziger Stein auf die Soldaten geworfen werden wird."

Diese Sprache war nichts weniger als klug — aber sie war in dem Grade ehrlich, als das Verfahren der Partheien hinterlistig und falsch.

1788.

Die Eröffnung des Generalseminariums zu Löwen ging am 15ten Januar ohne die geringste Unruhe vor sich. Des Morgens um 2 Uhr an diesem Tage erhielten die Professoren der Theologie von dem Gouvernement Befehl, ihre Vorlesungen auf dem nämlichen Fuß, wie solches den 1sten April vorigen Jahres geschehen, anzufangen. Diese Professoren, sowohl von dem weltlichen als Ordensstand, begaben sich zu dem Ende in die Hörsäle; da aber die Theologen nicht davon benachrichtiget waren, so fanden sie keine Zuhörer, und die Vorlesungen mußten demzufolge an diesem Tage unterbleiben. Verschiedene Bischöfe fuhren indessen fort, gegen dieses Etablissement zu protestiren.

In den Niederlanden währten die Streitigkeiten zwischen der Regierung und der Geistlichkeit, der Universität und selbst den Ständen immer fort, und man sah davon noch kein Ende ab. Die Universität war zur Einöde geworden; die widerspenstigen Professoren, welche die größte Zahl ausmachten, waren im Verhaft; die Zuhörer hatten sie verlassen, und man wußte nicht, wann und wie die Vorlesungen wieder anfangen würden. Mit dem Generalseminarium war ebenfalls alles unentschieden, obschon der Erzbischof von Mecheln seinen deshalb anhängig gemachten Prozeß verloren hatte. Die Regierung schien die Gährung wenig zu achten, und ging von dem angenommenen Systeme der Nachsicht nicht ab. Dieses System belohnte diejenigen mit Auszeichnung, die dem Sturme entgegen arbeiteten, und

bestrafte diejenigen nicht, die ihn anfachten. Diese Regierung versuchte auch andere Mittel der Belehrung und Ueberzeugung, und ließ nachstehenden Artikel aus Mailand in die Niederländer Zeitung einschalten: Sehr angenehm lauten die Berichte aus Mailand, wo die weisen und wohlthätigen Absichten der Regierung nicht verkannt werden, und man davon zu seiner Zeit reife Früchte hoffen kann. Auf die den dortigen Bischöfen bezeigte höchste Zufriedenheit Sr. Majestät über die beträchtliche Anzahl geistlicher Zöglinge, welche sich in dem Generalseminar zu Pavia befinden, und über derselben gute Aufführung, Fleiß und Fortgang in den Wissenschaften hat der Erzbischof dem Generalgouvernement der Lombardei vor Kurzem seine Danksagung abgestattet. Dieser würdige Prälat drückt in seinem Schreiben die trostreichen Gefühle der Freude aus, womit er vernimmt, daß Se. Majestät noch immer an dieser Anstalt Antheil nehmen, und schmeichelt sich, wie er sich äußert, daß unter Höchstdero hohem und unmittelbarem Schutze das Seminar bald zu derjenigen Anzahl tauglicher Zöglinge anwachsen wird, die zur Seelsorge für die Lombardei erforderlich ist.

1789.

Folgendes Schreiben, womit der berühmte Luigurte, als er in Brüssel gefangen saß, sich an Se. Majestät den Kaiser wendete, dient zu einem neuen Beweise, daß der gütige Monarch so groß im Verzeihen war, als es je ein Philosoph auf dem Throne gewesen. Er vergab

dem kühnen Schriftsteller den freien Ton dieses Schreibens, welches also lautet:

Brüssel, aus der Bastille, den 1sten Nov. 1789.

„Ja, Sire, aus der Bastille. Sie ist zu Paris zernichtet. Von allen denen Gewaltthätigkeiten, die sich in Frankreich seit drei Monaten so vervielfältigen, ist dies die einzige, der ich meinen Beifall gab; und darin war ich mit dem eins, was Ew. Majestät selbst in Person zu mir sagten.

„Von diesem greulichen Schloß, dem Rachepalast."
(De cet affreux chateau, palais de la vengeance.)

Es ist für mich hier wieder auferweckt, und grausamer und schädlicher, wo möglich, wieder erweckt, als es je an den Ufern der Seine war. Ich will Ew. Majestät Augenblicke nicht mißbrauchen. Hier ist aufs Kürzeste, als ich kann, die Geschichte meiner Begebenheit und Lage. Unter meinen Papieren ist noch eine andere, die Euer Majestät eines Tages vielleicht werden kennen lernen, sie wird Höchstdenenselben gewiß etwas Erstaunen erregen, sie bezieht sich auf andere Epochen meines Lebens, aber diese werden Höchstdieselben nicht ohne Mitleid und ohne Unwillen lesen.

„In der Nacht vom Sonntage den 17ten October auf Montag den 18ten, nachdem ich den Tag zu Erfüllung des Verlangens des Herrn Grafen von Merci zugebracht hatte, der mittelst eines Briefes aus Paris vom 13ten mir eine den persönlichen Dienst Ew. Majestät betreffende Arbeit aufgetragen hatte, um 1 Uhr nach Mitternacht, ward ich durch den Lärm aufgeweckt, den ein Haufe bewaffneter Leute machten, die meine Thüre gegen die Straße einstießen. Kaum war sie

dergestalt geöffnet, als mein Haus von Grenadieren überschwemmt war, unter Anführung dreier, mir unbekannter, Leute, die sich **Hommes de loi** (Gesetzes-Leute) nannten, und die, ohne irgend einen Befehl vorzuweisen, ohne zu sagen, woher, in wessen Namen sie handelten, ohne alle Rechtsgründe, ohne alle andere Bewegung als der, daß sie die Spitze der Bajonette auf meine und meiner Bedienten Brust setzten, mich mit meinem Secretaire aus meinem Hause wegführten. Man hat alle meine Leute aus meinem Zimmer gejagt, ohne mir zu erlauben, mit Jemand, es sei, wer es wolle, zu sprechen. Man hat die Siegel aufgedruckt, ohne zu wollen, daß ich solche rekognoscirte oder mein Petschaft beidruckte. Man hat Schildwachen vor allen Thüren gelassen, und man hat mich hierher gefangen gesetzt, auch mit einer Schildwache, bei Tag und bei Nacht, vor der Thür; man sagt mir, daß es eine Gnade wäre, daß man nicht eine hineinstellte" u. s. w.

Von Seiten des General-Gouvernements der österreichischen Niederlande ward zu Antwerpen, in der Mitte des Januar, eine merkwürdige Depesche abgekündigt, deren Inhalt dahin ging, daß der Kaiser, sehr aufgebracht über dasjenige, was seit achtzehn Monaten in Brabant vorgefallen, und über die verweigerte Einwilligung in die Subsidien, seinen Unwillen zu erkennen gegeben, und unter andern Verfügungen auch die Zusicherung, alles Geschehene zu vergeben, zurücknehme, dagegen aber solle das General-Gouvernement, mit Hilfe des Militairs, genaue Nachforschungen gegen alle diejenigen, die bei den letzten Unruhen sich verschuldet,

anstellen. Außerdem wurde allen Civil- und Militair-Bedienten aufgetragen, dahin zu sehen, daß keiner sich unterstehe, sich auf eine den Kaiser oder das General-Gouvernement beleidigende Art auszulassen. Diejenigen, die sich noch ferner unterstehen würden, sich zu widersetzen, sollten nach vorgängiger nöthiger Untersuchung sogleich ohne weiteres ins Gefängniß geworfen werden.

Der neue erste Schritt des Hofes erregte im ganzen Lande großes Aufsehen, und man war äußerst neugierig auf die Folgen. Außer dem, was die Erzherzogin in der allenthalben angeschlagenen Depesche bekannt machen lassen, hatte der Kaiser noch viele andere wichtige Veränderungen anbefohlen. Nach einer Missive, welche der Pensionär von Brabant in die Versammlung seiner Stände gebracht hatte, sollten die neuen Einrichtungen des Kaisers auf folgenden vier Punkten bestehen: 1) Das Diplom vom 1sten Januar 1787, so nachher widerrufen worden, sollte wieder in völlige Kraft treten. 2) Der Kaiser widerruft die Ratification vom 21sten Septbr. 1787 und die Akte der allgemeinen Vergessenheit vom 27sten Mai 1788, und verfügt strenge Strafen wider die, welche gegen den Souverain oder dessen Gouvernement wörtlich und thätlich gehandelt. 3) Es sollten keine Aebte und Aebtissinnen für Brabant und Hennegau mehr ernannt, auch keine Wahlen mehr dazu gemacht werden. 4) Der Kaiser hielt sich wegen der Weigerung des dritten Standes nicht länger an die Verpflichtung der Joyeuse entrée (freudigen Einzugs) des alten Privilegienbuches der Brabanter gebunden.

Der Graf von Trautmannsdorf hatte gleich nach seiner Zurückkunft die Deputirten der Stände versam-

melt, und ihnen die Befehle des Kaisers bekannt gemacht, welche auch schon den Ständen von Brabant und Hennegau mitgetheilt worden waren. Vorläufig wußte man schon in der Mitte des Januar, daß der über die durch den dritten Stand verweigerten Subsidien aufgebrachte Monarch erklärt, „daß, weil die Provinzen Hennegau und Brabant den in der Ratifikation vom 27sten September 1787 enthaltenen Präliminarien nicht gehorsamet hätten, Se. Majestät die gedachte Ratification und auch die versprochene allgemeine Vergebung und Vergessenheit widerruft." Dagegen erhielten die Stände von Flandern und der Bischof von Dornick eigenhändige und gnädige Depeschen vom Kaiser.

1781.

Wie viel Ansehen und Autorität Joseph II. ungeachtet seiner nur kurzen Regierung schon im Auslande und selbst bei den barbarischen Völkern hatte, und wie er diese Autorität zugleich zu seiner Unterthanen und Staats Besten überhaupt anwendete, ist schon mehrmals durch Beispiele und Beweise erläutert worden, wozu ich auch noch folgende Begebenheit beibringe. Die Algierer hatten fünf Kauffahrteischiffe weggenommen, welche unter Kaiserlicher Flagge gingen. Der Kaiser ließ durch seinen Internuntius zu Konstantinopel, den Baron von Herbert, die Pforte ersuchen, die Algierer dahin zu bewegen, daß sie entweder jene genommenen Schiffe in Natura mit allem, was sie führ=

ten, zurückgäben, oder den Schaden durch eine hinreichende Summe ersetzen. Die Pforte antwortete zwar sogleich: „daß sie geneigt sei, alle Mittel anzuwenden, welche von ihr abhingen, die Regierung von Algier zur Schadloshaltung zu vermögen, daß sie aber auch glaube, man könnte nicht von ihr begehren, daß sie einen Ton der Autorität und Strenge gegen die Algierer annehmen solle, weil sich die Zeiten zu sehr verändert hätten, als daß man sich davon eine gute Wirkung versprechen könnte. — Das Resultat der Konferenz war, daß verabredet wurde, einen Capigibachi nach Algier zu senden, und die fünf kaiserlichen Schiffe reklamiren zu lassen. Außerdem ward dem Kapitain Pascha der Auftrag gegeben, diese Reklamation durch ein Schreiben an den Dey von Algier zu unterstützen. Sollte inzwischen die Zurückgabe nicht erfolgen, so gab man von Seiten der Pforte zu verstehen, daß man nicht glaube, daß die Pforte verpflichtet sei, den österreichischen Unterthanen selbst eine Entschädigung zu bezahlen. Mit dieser feinen Ausflucht war jedoch der Kaiser nicht zufrieden, sondern er verlangte eben das letzte von der Pforte, wenn sie das erstere nicht bewirken könnte. Er bestand dabei auf den zwischen dem Wiener Hofe und der Pforte getroffenen Tractat, vermöge dem alle Kaiserlichen Schiffe freien Paß und Repaß haben und jederzeit im Fall eines Angriffs von den barbarischen Korsaren durch das Ansehen und die Macht der Pforte selbst gesichert und geschützet sein sollten. Und die Pforte mußte wirklich den Verlust der Kaiserlichen Schiffe, ungeachtet die Algierer sich nicht im Geringsten zu einer Wiedergabe verstanden, bis aufs Kleinste ersetzen, wollte sie sich in Ansehung der Folgen

nicht einer noch schlimmeren Verlegenheit ausgesetzt sehen. —

Welches Ansehen indessen Joseph II. sich selbst bei dem Volke auch außer seinen Staaten, und sogar bei den unempfindlichst scheinenden Nationen erworben hatte, davon mag nachstehende Begebenheit ein Beweis sein. Die Türken und türkischen Unterthanen, als Griechen, Raizen und Juden, wußten nach ihrer Zurückkunft von Pesth, wo sie auf dem Markt waren, in ihren Erzählungen vom dortigen Lager, welches eben damals gehalten wurde, die Schönheit und Ordnung desselben, und die Geschicklichkeit der Truppen im Manövriren, nicht genug anzurühmen, indem sie alle insgesammt mit Verwunderung davon sprachen; denn es war keiner unter ihnen, der nicht eben sowohl Gelegenheit als Verlangen gehabt hätte, von allem, was vorging, ein Augenzeuge zu sein. Von den Pferden der Kavalerie merkten sie an, daß ihnen ihre Gleichheit an Farbe und Wuchs, noch mehr aber ihre Geschicklichkeit, wie sie sich fast von selbst in die Glieder schmiegten, ungemein gefallen habe. Allein worüber sie am meisten erstaunten, war die Erscheinung des Kaisers selbst dabei, die in der Türkei eine außerordentliche Seltenheit ist. „Jeder von uns,“ sagten sie, „hat ihn gesehen, euren menschenfreundlichen, huldreichen Monarchen, der so gnädig ist gegen den Geringsten seines Volks! — Aber wie thätig ist er nicht zugleich!“ —

1785.

Der Aufenthalt des Kaisers auf seiner Reise war 1785 von kürzerer Dauer gewesen, als man erwartete, indem derselbe bereits Sonntags den 3ten Juli, gegen 4 Uhr des Nachmittags, in der Wiener Hofburg wieder eintraf. Die noch immer verwickelten auswärtigen Staatsangelegenheiten waren ohnfehlbar die Ursache dieser beschleunigten Rückreise, obgleich deren Fortgang bei der Abwesenheit des Monarchen aus seinen Staaten eben so wenig, wie die innern neuen Einrichtungen und Verbesserungen unterbrochen wurden. In Absicht der letztern hatte man wieder vielfältige Beweise von der unbegränzten Aufmerksamkeit und Sorgfalt für das Beste des Landes in verschiedenen neuen Einrichtungen und Verordnungen erhalten. Vornehmlich gehört dahin das beiläufig angeführte Dienstbeförderungssystem, nach welchem jeder, ohne Ansehen der Geburt, bei den untersten Stellen anfangen und sich nur nach dem Maaße seiner Fähigkeiten und seines Diensteifers höher schwingen sollte. Die Stufen, die man zu besteigen hatte, waren: a) Kanzelist, b) Konzipist, c) Kommissair, d) Sekretair bei einem Gouvernement, e) Kreiskapitain, f) Gouvernementsrath, und von diesem Posten in den Provinzen gelangte man g) zur Hofrathswürde. Auf diese Art war es möglich, in allen Stellen geschickte Leute zu halten, indem dies der einzige sichere Weg war, auf dem man zur Kenntniß des Lokalen der verschiedenen Provinzen kommen konnte. Außerdem besaß die bloße oft armselige Anciennität in den Departements nicht mehr das Recht, Ansprüche auf Beförderungen oder Gehaltsvermehrungen zu geben, wovon der

Monarch einige Beispiele in den böhmischen und österreichischen Hofkanzleien gab. Eine andere weise Veranstaltung war die ebenfalls schon mitgetheilte Aufhebung der bisher noch immer bestandenen besonderen jüdischen Gerichte, indem künftig alle Rechtsfälle der Juden den ordentlichen Gerichtsobrigkeiten des Orts übergeben wurden.

1786.

In Galizien war eine Hungersnoth und deren gewöhnliche Gefährtin, ansteckende Krankheit, zu befürchten. Der Monarch erfuhr dies des Abends spät, und versprach, auf Mittel zur Hintertreibung dieses Unglücks zu denken. Am folgenden Morgen wurden in der Kanzlei sechs Bogen mit Angabe aller möglichen Hilfsmittel und deren dazu dienlichen Personen und Oerter von des Monarchen eigener Handschrift abgegeben, woran Kaiser Joseph II. die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatte.

Das geheime Konseil zu Münster hatte wegen einer von Seiten eines holländischen Offiziers unternommenen Verletzung des im Jahre 1785 an der sogenannten Bourtagna getroffenen Gränzvergleichs bei den Generalstaaten Klage geführt, und erhielt sofort mit Anfange des Jahres 1786 von Ihren Hochmögenden Genugthuung.

In Münster ließen die Landstände bei zu Ende des Jahres 1785 geschehener Eröffnung des Landtages wegen elender Etiquette, worunter aber vielleicht noch andere Dinge verborgen liegen konnten, den Fürsten einige Stunden auf ihre Ankunft warten. Darüber wären in der Stadt, die dem Prinzen außerordentlich zugethan war, bald Tumulte entstanden. Aber die Partei des Fürsten war edelmüthig genug, den aufgebrachten Bürger zu besänftigen, und die Ruhe wieder herzustellen.

Das Edikt wegen Aufhebung der päpstlichen Nuntiaturen erregte eine Menge Intriguen. Der Nuntius zu Wien hielt sich zwar ziemlich still, desto eifriger aber arbeitete jener zu Köln. Da ihm zur Genüge bekannt sein mußte, daß alle Kunstgriffe der Politik vergeblich sein würden, die Kurfürsten von Mainz und Köln jemals nach seinen Absichten zu lenken, so versuchte er es bei jenem zu Trier; allein auch der war von seinen beiden Mitbrüdern zu gut eingeleitet, und der Herr Nuntius mußte abermals unverrichteter Dinge abziehen. Nun blieb noch seine letzte Resource, die Domkapitel und Suffraganen aufzuhetzen. Zu Lüttich soll es ihm einigermaßen geglückt haben, in dem schüchternen und mißtrauischen Gemüthe des Fürsten die Besorgniß über Kränkung seiner Diöcesarrechte, und lästige Dependenz vom Metropolitan rege zu machen.

1787.

Als der Monarch dem französischen Botschafter beim Cercle über die zwischen seinem und dem großbritannischen Hofe geschlossene Entwaffnungskonvention Glück wünschte, setzte er hinzu: „Ich würde mit dem Türken gern eine ähnliche Konvention unterzeichnen, wenn die Kaiserin damit einverstanden wäre, die ich zuvor befriedigt wünschte; und was mich betrifft, würde ich mich mit der Pforte schon leichter verstehen.“

Bei der Unterredung des Kaisers mit dem Könige von Polen zu Korsum soll der Kaiser unter andern geäußert haben: „Ich weiß, daß man mir die Absichten zuschreibt, mich zu vergrößern: aber ich bezeuge Ihnen auf Ehre, daß ich, so lange ich lebe, nicht einen Baum von Polen anrühren werde. Ich sag's Ihnen und Sie können's Jedermann sagen, daß Ihnen dieses der Kaiser zu Korsum gesagt hat.“

1787.

Der kaiserliche Hof drang gegen die Mitte des Juni sehr ernstlich darauf, daß die schwäbischen Reichsstädte die Reichsversammlung mit Bevollmächtigten aus ihren eigenen Mitteln beschicken sollten. Die einstweilige Abberufung des Reichsstadt-Ulmischen Komitialbevollmächtigten, Herrn von Schleich, und das Absterben des Reichsstadt-Augsburgischen Herrn von Rehm gaben dazu den nächsten Anlaß. Denn kaum waren diese Vor-

fälle dem kaiserlichen Minister am schwäbischen Kreise, Freiherrn von Lehrbach, kund geworden, als derselbe an beide Reichsstädte folgende dringende Weisung ergehen ließ: „Es müsse bei dem von K. Majestät gefaßten Schluß das unabänderliche Verbleiben haben, vermöge dessen die vornehmern Reichsstädte eigene Räthe von Haus aus zum Reichstage bestellen, nicht aber alle reichsstädtische Stimmführung etlichen wenigen regensburgischen Magistratsgliedern überlassen werden sollte, indem dieses der Natur der Sache und der von K. Majestät geschehenen Berufung der Reichsstädte gemäß, ihrer Reichsständischen Freiheit nicht nur zuwider, sondern vielmehr zu deren Ansehen und Ausübung ihrer Gerechtsame unverträglich sei; folglich könne von solchem Grundsatze nicht abgegangen werden.“ Doch sei man allerhöchsten Orts nicht entgegen, wenn von diesen Reichsstädten einige unter sich eine Abwechselung einführen wollten, von ihren Mitgliedern einige Personen nach Regensburg abzuschicken, wodurch eine der andern den alleinigen Kostenertrag erleichtern könne. Doch soll immer der Grundsatz bleiben, von Haus aus ihre Mitglieder abzuschicken, und daß von denselben nicht wieder einer allein, sondern mehrere in schicklicher Eintheilung nach Regensburg abgesandt würden.

1788.

Die Landschaft Valtelin in der Schweiz, die bisher unter der Herrschaft Graubünden gestanden, wollte sich in der Mitte des Juni aus Unmuth über den Druck ihrer Herrschaft der Oberherrschaft Oesterreichs

unterwerfen. Sie hatte deshalb Deputirte nach Mailand geschickt, die daselbst die Antwort des Kaisers erwarten sollten. Diese Landschaft war ein **15** bis **16** Stunden langes, mit **50,000** Seelen besetztes Thal, und wegen seiner Fruchtbarkeit, Weinbau und Lage eine vortreffliche Erwerbung Oesterreichs. Den Einwohnern war das Tragen der Waffen verboten, wer aber **11** Lire (etwas über **1** Fl.) zahlte, durfte Messer und Pistolen tragen. Der Bauer kannte kein dringenderes Bedürfniß, als diese **licenza delli armi.**

1788.

Noch wichtiger war die in Mailand vorgenommene Unterhandlung mit den Deputirten von Valtelin, einem Theil von Graubünden, welches Ländchen sich unter österreichischen Schutz begeben, und mit der Lombardei in Zusammenhang treten wollte. Der Hof hatte dieses schon seit langer Zeit gesucht, weil er dadurch, mit Vermeidung des venetianischen Gebietes, eine Kommunikation zwischen Tyrol und der Lombardei erhalten haben würde.

1788.

Oesterreichische Zeitungen meldeten unterm **29**sten August **1788** aus Rom, Pasquin habe wegen des neuen Ungewitters, das sich in Deutschland gegen die päbstlichen Nunziaturen erhoben, folgende Bemerkung gemacht: **Nunciant nuncii e Germania nihil nuncian-**

dum habere, nisi se brevi renunciandos. — Pasquin scheint wie ein Prophet geredet zu haben. Mittelst des schon erwähnten Hofdekrets verlangten nicht nur die kais. Majestät von einer allgemeinen Reichsversammlung ein allergehorsamstes Reichs-Gutachten, um als Reichsoberhaupt und der deutschen Kirche oberster Schutz- und Schirmherr wegen gedachter Nunziaturen das Nöthige kräftigst verfügen zu können. Auch Se. Churfürstliche Durchlaucht zu Köln hatten bereits Beschwerde gegen die anmaßlich ständigen Nunziaturen zu Köln und Münster an die Gesandtschaften bringen lassen und darauf angetragen, daß solche aufhören sollten. — Das am **22. per Moguntinum** dictirte kais. Hofdekret lautet, wie folgt:

„Von der römisch-kaiserl. Majestät, Joseph des **II.**, unsers allergnädigsten Herrn, wegen den bei gegenwärtig allgemeiner Reichsversammlung anwesenden des H. R. R. Churfürsten, Fürsten und Ständen, fürtrefflichen Räthen, Botschaftern und Gesandten in Gnaden anzufügen: Es sei eine längst reichskundige Sache, was häufige, oft laute Klagen wider die ständige päbstliche Nunziaturgerichte in Deutschland, über Eingriffe in welt- und geistliche Gerichtsbarkeit seit dem ersten Augenblick ihrer Entstehung bis hiehin, von allen Seiten erhoben, und was vornämlich in den neusten Zeiten von den deutschen Herren Erzbischöfen gerichtlich und außergerichtlich dagegen vorgebracht, und zum Theil unmittelbar selbst bei Sr. kais. Majestät als Reichsoberhaupte, obersten Richter, und der deutschen Kirche höchsten Schutz- und Schirmherrn, mehrmal beschweret vorgetragen worden. Nun hätten zwar Ihre höchsten Vorfahren am Reiche, auch Sie selbst, den päbstlichen Nun-

zien überhaupt, sonderlich jenen von Köln, auf gebührende vorgängige Anzeige ihrer Ernennung, den Eintritt in das deutsche Reich jedesmal zu erlauben keinen Anstand genommen; da aber hierbei von eigenen Fakultäten dieser Nunzien, oder förmlichen Nunziaturgerichten, nie eine Frage gewesen, so hätten die jeweilig regierenden Kaiser, bei allen Gelegenheiten, wo Ihnen von ungebührlichen Eingriffen dieser Nunzien eine Anzeige geschehen, solche allemal ernstlich abzuschaffen sich vorzüglich angelegen sein, auch dem päbstlichen Hofe selbst mehrmal ausdrücklich erklären lassen, daß Sie am Ende genöthigt sein würden, überhaupt alle bisher blos willkürlich geduldete, die ordentliche geist- und weltliche Gerichtsbarkeit störende Nunzien von dem deutschen Reiche in Zukunft gänzlich abzuhalten. Bei Seiner jetzt regierenden kaiserl. Majestät hingegen hätten schon im Jahre **1770** die geistlichen Herren Churfürsten unter mehr andern Beschwerden wider den römischen Hof auch die Schädlichkeit der Nunziatur-Gerichte angezeigt, und auf deren Abschaffung eigends angetragen; Se. Maiestät hätten jedoch damals noch immer gehofft, es werde der päbstliche Hof durch eine kluge Mäßigung weiteren solchen Anträgen selbst vorzukommen wissen. Als nun aber statt dessen Allerhöchst Ihnen unterm **22.** September und **4.** October **1785** (gerade zu einer Zeit, wo die Nunziatur zu Köln nicht besetzt gewesen) von Sr. Churfürstl. Gnaden, dem Herrn Erzbischof zu Mainz, und dem Herrn Fürst-Erzbischof zu Salzburg, daß Seine päbstl. Heiligkeit Willens sein, einen neuen, nach München bestimmten Nuntius mit sogenannten Fakultäten zu versehen, die allerdings unerwartete Anzeige gemacht, und ihnen zugleich der eigentliche Inhalt solcher Fakul-

täten zum erstenmal vorgelegt, auch dabei versichert worden, daß alle bisher von den deutschen Erz- und Bischöfen bei dem römischen Hofe dagegen gemachte nachdrückliche Vorstellungen, letztern von diesem neuerlichen Vorhaben abzubringen, nicht vermöchten, so hätten Se. kaiserl. Majestät sich länger nicht entbrechen können, sämmtlichen Herren Erzbischöfen unterm 12ten October desselbigen Jahres gnädigst zu eröffnen: „Daß Allerhöchst Sie dem päbstlichen Hofe erklären lassen würden: niemals gestatten zu können, daß die Erz- und Bischöfe im Reiche in ihren Diözesan-Rechten gestört würden, daß Sie also die päbstlichen Abgesandten zu politischen und jenen Gegenständen geeignet erkennten, welche unmittelbar dem Pabste, als Oberhaupt der Kirche, zuständen; daß Sie aber diesen Nunzien durchaus keine Jurisdiction in geistlichen Sachen gestatten würden, deswegen auch dergleichen eben so wenig dem bereits in Köln befindlichen, als dem hier zu Wien stehenden, noch einem andern irgendwo in die Lande des deutschen Reichs kommenden Nunzius zugestanden werden möge."

Diese Erklärung sei auch bald nachher, am 7. Nov., Sr. päbstlichen Heiligkeit durch den kaiserlichen Minister zu Rom, des Herrn Kardinals Herzan Eminenz, in einer besondern Audienz wirklich geschehen. Nichts destoweniger hätten sich im folgenden Jahre 1786 zwei neue mit anmaßlichen Facultäten versehene Nunzien, Pacca und Zoglio, zu Köln und München eingefunden. Hiervon, und daß jener zu München noch sogar einen Probst Roberz in Düsseldorf zum dortigen Einsammeln vermeintlicher Nunziatur-Fälle anmaßlich subdelegirt, hätten Se. Churfürstl. Durchlaucht zu Köln unterm 10.

und 17. December desselbigen Jahres Sr. kaiserl. Majestät eine bescheinigte Anzeige gemacht, und um gnädigsten Schutz gebeten, worauf denn Allerhöchstdieselbe nicht umhin gekonnt, durch Ihren Reichshofrath Sr. Churfürstl. Durchlaucht von der Pfalz aufzugeben: „Daß Sie dem gedachten Nunzius Zoglio in den Jülich- und Bergischen Landen keine Jurisdiction gestatten, und dem Roberz die Befolgung der unbefugten Zoglio'schen Aufträge untersagen sollten."

Se. Churfürstl. Durchlaucht von der Pfalz hingegen hätten in einem hierauf den 4. April vorigen Jahres an kaiserl. Maj. erlassenen Schreiben zu behaupten gesucht: „daß ein deutscher Reichsstand und Landesherr den päbstl. Nunzien, deren modificirte Gerichtsbarkeit selbst in den Reichsgesetzen anerkannt sei, gewisse geistliche Facultäten in seinen Landen auszuüben allerdings erlauben könne, und daß dieser Gebrauch Ihrer Territorial-Rechte Ihnen nur durch die gesetzgebende Gewalt im Reiche, welcher die Reichsgesetze zu erläutern, zu modificiren und aufzuheben gebühre beschränkt werden könne."

Immittelst habe sich auch unterm 16. April vorigen Jahres das bischöflich wormsische Vicariat bei Allerhöchstdenselben sehr beschwert, daß der neue Nunzius Zoglio den Churpfälzischen geheimen und geistlichen Administrationsrath Hertling in Heidelberg zu seinem Subdeligaten in der Churpfalz ernannt habe; und den 17. ejusdem sei nicht minder von dem Herrn Fürsten Erzbischof zu Salzburg über Eingriffe dieses Nunzius beschwerende Anzeige geschehen. Kaiserl. Maj. würden nun bei allen solchen dringenden Umständen, zumal bei der ungestümen Art, womit der römische Hof und seine

Nunzien über alle Ihre nachdrücklichen Warnungen sich hinwegsetzen zu dürfen glaubten, vollkommen befugt sein, nach den stets unbestrittenen Grundsätzen und Beispielen Ihrer höchsten Vorfahren am Reiche, mehr ernstliche Vorkehrungen zu treffen; da Sie jedoch zugleich überzeugt sein, daß bei den so sehr verschiedenen Begriffen, die über das Nunziatur-Wesen noch immer im Reiche herrschen, für die Zukunft überhaupt kein gründlicheres und dauerhafteres Mittel, als ein darüber zu verfassendes, allgemein verbindliches Reichgesetz, erdacht werden möge. Seine Churfürstl. Durchlaucht zu Pfalz auch sich dahin ausdrücklich berufen, und sämmtliche deutsche Herren Erzbischöfe nunmehr ebenfalls Ihren einhelligen Wunsch: daß diese Sache dem allgemeinen Reichstage vorgelegt werden möge, Se. kaiserl. Majestät unterthänigst zu erkennen gegeben; so fanden Allerhöchstdieselbe, indem Sie bei der ganzen Sache allenthalben nichts, als die wesentliche Ehre und das wahre Beste der deutschen Religion reichsväterlich bezielten, gar keinen Anstand, diesen für das ganze Reich in manchem Betracht hochwichtigen Gegenstand Churfürsten, Fürsten und Ständen bei der allgemeinen Reichsversammlung zu reifer Erwägung hierdurch vorzulegen, und Sie leben der reichsväterlichen gnädigsten Zuversicht, gesammte Churfürsten, Fürsten und Stände werden Allerhöchst-Ihnen ein der Sache überall angemessenes ausgiebiges Gutachten erstatten, damit Sie demnächst, als Reichs-Oberhaupt, und der deutschen Kirche oberster Schutz- und Schirmherr, das Nöthigste kräftigst zu verfügen, desto mehr im Stande sein mögen. Es verbleiben übrigens Allerhöchstgedachte Ihro römisch kaiserl. Maj. des heil. röm. Reichs Churfürsten, Fürsten und Stän-

den, fürtrefflichen Räthen, Botschaftern und Gesandten mit kaiserl. Gnaden wohlgewogen rc.

Gemälde des Jahres 1788.

Im ganzen Jahrhunderte hat wohl kein Jahr eine solche Mannichfaltigkeit von seltenen und unerwarteten Begebenheiten gehabt, als das Jahr 1787. Es sind in andern Jahren geräuschvollere, größere, und für das ganze Europa wichtigere Begebenheiten vorgefallen, aber nie in Einem Jahre so viele überraschende, unerwartete Ereignisse, in mehreren Ländern, zu gleicher Zeit. Besonders hat sich das Jahr 1787 durch Dinge, die geschehen sollten, und nicht geschahen, durch Entschlüsse, die zurückgenommen wurden, durch Veränderungen und Aufhebungen der feierlichsten öffentlichsten Maaßregeln, Erklärungen und Unternehmungen ausgezeichnet.

Gleich am 1. Januar 1787 erließ der Kaiser zwei Edicte, welche neue Einrichtungen in den Niederlanden betrafen. Am 21. September nahm er sie zurück. Diese Großmuth des Kaisers, mit welcher er dem Vorurtheile der eitlen Ehre entsagte, welches bisher geherrscht hatte, daß eine Regierung ihre Edicte allemal zur Ausführung bringen, und sie nie, aus welchem Grunde es auch sei, widerrufen müsse, weil dadurch die Würde des Regenten leide, setzte die Gesinnungen des Kaisers und seiner Rathgeber in ein helles Licht. Sie war eine Art von Neuheit. Aber noch in demselben Jahre folgten mehrere ähnliche Beispiele. Der König

von Frankreich gab zwei Edicte, eines zu einer Stempelauflage, und eines zu einer Grundsteuer. Das Parlament zu Paris widersetzte sich. Der König exilirte das Parlament. Aber am 19. September widerrief der König beide Edicte und das Exil, und das Parlament kam nach Paris zurück. Auch der König von Preußen hob die Verordnung wegen einer neuen einzuführenden Auflage auf das Mehl auf, da man sie ihm als zu drückend und lästig vorstellte. Der stärkste und wichtigste Widerruf aber, der die Revolution eines ganzen weiten Landes machte, geschah am 18. September im Haag. Hier widerriefen die Staaten von Holland alle Resolutionen, die seit 1781 zum Nachtheil des Erbstatthalters und des Hauses Oranien gemacht worden waren.

Widerrufe, unerwartete Aufhebungen gegebener Erklärungen der Höfe und der Regierungen waren gleichsam der auszeichnende Charakter des Jahres. Der französische Hof hob durch eine Deklaration am 27sten October gegen England eine andere Deklaration vom 16. September auf, und verwandelte so den Ausbruch des Kriegs in Fortdauer des Friedens. Die Regierungen in England und Frankreich gaben im September Befehle zu großen Rüstungen zu Wasser und zu Lande, zum Marsche von Truppen, zur Einschiffung und Absegelung. Und im October und November widerriefen sie alle diese Befehle. Dieser Geist der Widerrufung herrschte von einem Ende Europas bis zum andern. An der Ecke in Südosten zeigte er sich am wunderbarsten. Hier widerrief am 16. August der türkische Kaiser den feierlichen Traktat wegen der Ueberlassung der Krimm an Rußland. Dadurch wurde Krieg. Durch

alle andere Widerrufe und Umwandlungen der Dinge war Friede geworden.

So war auch durch eine Umwandlung der Unternehmungen in Deutschland selbst Friede geworden, indem man eben kriegerischen Vorfällen entgegen sah. Der Landgraf von Hessenkassel nahm, nach dem Tode des Grafen von der Lippe-Bückeburg, von dessen hinterlassenem ganzen Lande am 17. Februar Besitz. Schon waren 14,000 Mann Truppen unter dem Kommando des preußischen Generals von Gaudi in Bereitschaft gesetzt, die Befreiung der Grafschaft zu bewirken, als der Landgraf am 18. April das Land räumen, und seine Truppen zurückziehen ließ. Alle diese Umwandlungen der Dinge und der Unternehmungen im vorigen Jahre hatten die friedfertigen Gesinnungen zum Grunde, die alle Höfe belebten. Aber allen diesen gesammten friedfertigen Gesinnungen war es nicht möglich, einen Türkenkrieg zu verhindern. Er wurde bekanntlich am 16. August von der Pforte an Rußland durch Gefangensetzung des russischen Gesandten und ein eigenes Manifest erklärt. Nur im Ueberblicke müssen wir anzeigen, daß eben diejenigen Gegenden, nach welchen die russische Kaiserin in der ersten Hälfte des Jahres ihre große Reise unternahm, in der zweiten Hälfte der Gegenstand der Eroberungsbegierde der Osmannen wurden. Allein sie ist nicht gestillt worden. Wiederholte Versuche von Okzakow aus, die Festung Kinburg zu erobern, um alsdann weiter gegen die Krimm agiren zu können, sind nicht gelungen. Das Glück der Russen ist ihrer Tapferkeit gleich gewesen. Ein Korps von 5000 Osmannen ist am 12. October bei Kinburg völlig geschlagen und zerstreut, und ein Korps Tataren, wel-

ches von der asiatischen Seite her einbrechen wollte, ist in mehreren Gefechten vom 1. bis 9. October und nachher in den ersten Tagen des November wiederum geschlagen, und in die kaukasischen Gebirge getrieben worden. — Die Hauptarmeen der Russen und Türken hatten sich versammelt. Jene in Polen und der russischen Ukraine bis nach der Bukowine, und gegen die Moldau hin, und ein zweites Heer von Elisabeth=Grod an, bis nach Cherson und Kinburg, und an die Krimm. Die Türken in der Moldau, ein zweites Heer bei Okzakow, und ein drittes gegen die österreichische Gränze.

Dort haben sich ebenfalls gegen Ende des Jahres kriegerische Vorfälle ereignet. Nachdem der Kaiser ein Heer von 160,000 Mann an den türkischen Gränzen zusammengezogen, und der Pforte hatte erklären lassen, daß er der Kaiserin von Rußland vermöge seines Allianztractats mit 30,000 Mann beistehen, und seine Gränzen mit Truppen decken müsse, und der Divan die Zurückziehung der Truppen verlangte, und in einem unfreundschaftlichen Tone sich ausgedrückt hatte, so hielt Oesterreich einen eigenen Krieg mit den Osmannen für unvermeidlich, und es wurde in der Nacht vom 2. bis 3. December ein Versuch gemacht, die Festung Belgrad zu überrumpeln. Aber es mißglückte. Durch diesen Ausbruch von Feindseligkeiten, mit welchem, nach den neuesten Berichten, zu derselbigen Zeit die Erklärung des Kriegs zwischen Oesterreich und der Pforte zu Konstantinopel verbunden gewesen sein soll, sind im Jahre 1787 die zwei christlichen Kaiserhöfe gegen den türkischen in Krieg gekommen. Ein halbes Jahrhundert war zwischen Wien und Konstantinopel der Friede erhalten worden.

Das Jahr 1787 hatte, außer dieser großen, viele einzelne kleinere kriegerische Begebenheiten aufzuweisen. Es fing in den Niederlanden mit einem Tumulte zu Goes in Seeland an, und am 2. Januar lieferten schon wieder patriotische und oranische Bauern einander eine Schlacht zwischen Meppel und Zwoll, und den größten Theil des Jahres durch waren in Holland, und an vielen Orten, Tumulte, Aufruhr, Plünderungen, Zwietracht und Schlägerei. In Amerika wurde am 27. Januar das Korps der Aufrührer unter der Anführung ihres Haupt-Shais von dem Generale Linkoln zerstreut. Aber in Holland dauerten die Tumulte, Schlägereien und Plünderungen lange fort. In Amsterdam selbst waren am 26. Februar und am 5. Mai Tumulte, und ein noch größerer blutigerer am 29. Mai, in welchem viele Personen getödtet und verwundet wurden. Ebenfalls waren an mehreren Orten in Holland, Seeland, Utrecht, Oberyssel, Unruhen, Tumulte und Plünderungen. Nicht allein in den sieben uneinigen Provinzen, sondern in Brüssel war am 29. Mai und wieder am 21. September ein Aufruhr, der drei Tage währte; zu Antwerpen am 15. Juni. Am 29. April wurde das Rathhaus zu Aachen gestürmt, und eine neue Regierung mit Gewalt der Waffen eingesetzt, so wie in allen Städten in Holland ebenfalls geschah. In den österreichischen Niederlanden herrschten durchgehend Gährungen und unruhige Bewegungen, so auch zu Spaa, im Lüttichschen und in vielen Orten. In Herzogenbusch plünderte die eigene Besatzung die Stadt, und eben so die türkische Miliz die Stadt Jassy in der Moldau.

Die Tumulte in Holland hatten Jahre gedauert

und endigten sich plötzlich mit Davonlaufen, da sich preußische Husaren sehen ließen. Der Einmarsch der Preußen am 13. September vertrieb die Schaaren unruhiger Köpfe, die sich einbildeten, Soldaten zu sein, binnen fünf Tagen. Der Feldmarschall zeigte seiner Armee durch sein Beispiel zuerst, daß der beste Sieg die Flucht sei. Diejenigen, die diesem Beispiele nicht folgten, wurden am 1. October bei Amsterdam gewahr, daß sie nicht wohl gethan hatten, und wurden Kriegsgefangene oder getödtet. Die noch entkamen, entwichen. Holland bekam seine alte Freiheitsverfassung wieder, Oraniens Fahnen wehten auf den Thürmen und Oranienbänder schmückten die Hütten der Patrioten.

Das ganze Jahr hindurch wurde die politische Neugierde in reger Erwartung gehalten, und fast immer wurde sie überrascht, und das Gegentheil von dem, was die höchste Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ, geschah. Die Reise der russischen Kaiserin am 18. Januar von Petersburg nach Cherson und in die Krimm schien fast allgemein eine große Absicht gegen den osmannischen Hof zum Grunde zu haben. Die Kaiserin kam am 22. Juli zu Czarko-Selo in ununterbrochenem Frieden mit der Pforte von der Reise zurück. Ihre Absichten waren keine andern gewesen, als den südlichen Theilen, besonders den neuerworbenen Ländern ihres großen Reichs Gelegenheit zu verschaffen, die erhabenen Eigenschaften ihrer Beherrscherin persönlich bewundern, und die Weisheit und Güte ihrer Regierung mit neuer Treue verehren zu lernen. Und die Absichten wurden vollkommen erreicht. Der Kaiser reiste in eben die Gegenden, und begleitete seine große Freundin zu

Cherson und in der Krimm, nicht um neue Eroberungspläne mit ihr zu verabreden, sondern seine schon so seltene und ausgebreitete Kenntniß von Ländern und Menschen, die schönste Kenntniß eines Monarchen, noch zu erweitern, indem er von seiner Freundschaft gegen Rußland und dem engen Bündnisse Europa einen neuen Beweis gab. Er trat seine Reise schon am 11. April an, weilte lange in Gallizien, sprach den König von Polen am 11. Mai zu Korsun, befand sich am 28. Mai zu Cherson und kam am 30. Juni wieder zu Wien an. Indessen hatten die niederländischen Unruhen seinen Ernst nöthig gemacht. Er schickte Truppen, machte Anstalten zur Demüthigung mit der Macht, und verzieh, und befriedigte die Forderungen der Niederländer, indem das Schwert gezückt war, am 21. September. So geschah auch dort das Gegentheil der fast allgemeinen Erwartung.

Zu gleicher Zeit endigte sich die, wider alle Erwartung von Frankreich nicht mit Macht unterstützte, Antioranische Oberherrschaft in Holland. Und indem man doch noch kriegerische Folgen davon erwartete, und England und Frankreich im Begriffe waren, die schon ergriffenen Waffen gegen einander zu ziehen, endigte die, selbst den englischen Ministern unerwartete, friedliche Deklaration Frankreichs die Sache mit der Erhaltung der Ruhe am 27. October.

In Frankreich sah man schon im Februar, was Jahrhunderte her nicht gesehen worden war, eine Versammlung von den angesehensten Personen des Reichs, die der König wegen des Zustandes seiner Finanzen um Rath fragte. Da wurde, was bisher ein Staatsgeheimniß gewesen war, vor ganz Europa bekannt, daß

die Ausgaben Frankreichs um hundert und vierzig Millionen Livres jährlich größer wären, als die Einnahme. Um dieses Deficit auszufüllen, wurden der Notabeln-Versammlung allerlei Mittel vorgeschlagen, die aber nachher nicht statt fanden. Die Versammlung endigte sich am 25. Mai. Die Parlamenter widersetzten sich den neuen Auflagen, man machte Versuche, sie zum Gehorsam zu bringen, man exilirte einige Parlamenter, und endlich ergriff man doch das gewöhnliche Hülfsmittel und ließ am 19. November im Parlamente zu Paris eine successive Anleihe auf 5 Jahre von 420 Millionen zusammen registriren.

In der Absicht, die der Kaiser bei seiner weiten Reise hatte, die erhabene Kunst der Länder- und Menschenkenntnisse zu erweitern, unternahm der Kronprinz von Dänemark am 14. Juni eine Reise in die südlichen Provinzen seines Reichs, und erreichte sie, und erwarb sich zugleich die Bewunderung und Liebe seiner Unterthanen. Er kam am 22. Juli zu Friedrichsburg an. An dem nämlichen Tage langte die russische Kaiserin zu Czarko-Selo und der König von Polen zu Warschau wieder an.

Es ist merkwürdig, und eine Seltenheit mehr des Jahres 1787, daß die zwei Kriege, welche in Europa ausgebrochen, von den Reisen zweier Prinzessinnen veranlaßt worden. Das Attentat gegen die Erbstatthalterin auf ihrer Reise nach dem Haag verursachte die preußische Satisfactions-Forderung, mit allen ihren Folgen. Dieser patriotische Krieg dauerte nicht lange.

Der Krieg der osmannischen Pforte hingegen, welcher durch Besorgnisse der Absichten und Folgen der Reise der russischen Kaiserin nach Cherson und der

Krimm veranlaßt und beschleunigt wurde, ist ins nächste Jahr übergeführt und mit Heftigkeit angefangen worden.

Während der kriegerischen, tumultuarischen und unruhigen Bewegungen in so vielen Ländern und Gegenden hatte das Staatssystem der europäischen Höfe große Veränderungen erlitten. Spanien hatte seine neue Freundschaft mit der osmannischen Pforte durch die feierliche Annahme und ausgezeichnet freundschaftliche Behandlung des türkischen Gesandten öffentlich bewiesen. Ebenfalls hatte es die Treue seiner Allianz mit Frankreich durch starke Zurüstungen und ernsthafte Erklärungen wegen England und Preußen bei Gelegenheit der holländischen Unruhen gezeigt. Frankreich hatte eine Freundschaft für Rußland bewiesen, die so weit gegangen war, daß es darüber selbst das Zutrauen verloren hatte, welches es sonst beim Hofe zu Konstantinopel besaß. Es hatte einen Kommerztractat mit Rußland geschlossen, indessen letztgedachter Hof mit England zu keinem Schlusse über einen solchen Tractat kommen konnte. Sonst waren England und Rußland die natürlichen Alliirten. Auch das hatte sich durch die Begriffe der allgemeinen Handelsfreiheit zur See, auch im Kriege, die die bewaffnete Neutralität zur Schutzwehr haben sollte, verändert. Frankreich hatte bei den holländischen Angelegenheiten seine bisherige Situation gegen Preußen erschüttert gesehen. Es hatte sich dadurch bewogen gefunden, sich näher an Oesterreich zu schließen, und glaubte in der Allianz mit Oesterreich, Spanien und Rußland dem übrigen Europa das Uebergewicht zu halten. Aber eine nähere Allianz mit Rußland (die

man in den englischen Blättern auch ausrief, und nachher widerrief) war nicht erfolgt. England hatte eine ganz neue Allianz mit Preußen geschlossen, und mit einem ansehnlichen Theile der deutschen Fürsten. Preußen hatte den deutschen Fürstenbund im Jahre 1787 vermehrt, und war im Begriff, mit Holland eine neue Allianz zu schließen, die durch die neue Verbindung Englands mit Holland noch stärker wurde. Holland hatte in den auswärtigen Angelegenheiten, so wie in den innerlichen, eine totale Revolution gehabt. Es hatte sich zu seiner ehemaligen natürlichen Allianz mit Großbritannien zurückgewendet, und Preußen zum Schutze zu Lande bekommen.

In Norden war bei der Anwesenheit des Königs von Schweden zu Kopenhagen eine enge Freundschaft, wie sie bisher noch nicht existirte, zwischen Dänemark und Schweden errichtet worden. Polen war zwar seiner Verbindung mit Rußland treu geblieben, aber innere Gährungen waren entstanden.

Die italienischen Staaten hatten sich bei dem türkischen Kriege getheilt. Venedig, von dessen Allianz mit Rußland man so Vieles schrieb und versicherte, hatte sich zur genauesten Neutralität erklärt. Eben so Genua, und der päbstliche und einige andere kleine Staaten. Neapel und Piemont, sowie Toskana, hatten die deutlichsten Merkmale eines sehr freundschaftlichen Vernehmens mit Rußland gegeben. Der türkische Hof hatte sich in neue festere Verbindungen mit dem Kaiser zu Marokko und den andern afrikanischen Staaten gesetzt, und sogar bis nach Indien hin Freundschaft der Glaubensgenossen gesucht und erhalten, und alle Maaßregeln genommen, um den ausgebrochenen

Krieg zu einem mahomedanischen Religionskriege zu machen.

So hatte im Jahre 1787 in dem politischen Staatssysteme Europas eine Art von Revolution stattgefunden, die erst später vollendet wurde.

In Deutschland fand die Verbindung der deutschen Erzbischöfe gegen die Anmaßungen des päbstlichen Hofes, besonders durch seine Nunzien, die Unterstützung des Kaisers. Am 27. Februar erschien ein Reichshofrathsconclusum in Absicht der Eingriffe der Nunziaturen in die Gerechtsame der Bischöfe, und dem Hofe zu München wurde besonders ein kaiserlicher Befehl zur Abstellung der Anmaßung des dasigen neuen Nunzius übergeben.

Der Geist der Freiheit überhaupt, im Glauben, im Reden und Schreiben, hatte in den mehrsten Ländern in Europa im Jahre 1787 starke Fortschritte gemacht. In vielen Gegenden hatten die Regierungen den verschiedenen Religionsverwandten freien Gottesdienst und andere Begünstigungen zugestanden. Die Aufklärung verbreitete sich immer mehr, aber doch hatte noch das Licht mit der Finsterniß zu kämpfen. Doch hatte man auch im Jahre 1787 viele Beispiele gesehen, daß Vorurtheil, Religionshaß und Fanatismns eine Menge Diener hatten, und noch so mächtig waren, die wohlthätigsten Absichten der Regenten zu hintertreiben. In den österreichischen Niederlanden waren Mönchsfanatismus, Priesterhaß und Religionsvorurtheil die Springfedern der Widersetzlichkeiten und Gährungen gegen die heilsamsten kaiserl. Verordnungen. In Toskana kam die Kirchenverbesserung ins Stocken, die Synode der Geistlichkeit brachte nichts zu Stande, und die angesetzte

Nationalsynode hat gar nicht statt gehabt. Der aufgeklärte Bischof von Pistoja und Prato wurde vom Pöbel gemißhandelt. In Löwen empörten sich die Studenten; in Frankreich murrten die Andächtigen, in Baiern seufzten die Heiligen über die Fortschritte der Aufklärung und Duldung. Zu Parma aber triumphirte der Geist der Inquisition, und in der Türkei setzte die Furie der Verfolgung sich auf den Thron. Der Türke führte für Mahomeds Fahne Krieg, und der Parmesaner errichtete ein Ketzergericht. Der Türke würgte den, der nicht wie ein Türke dachte, und der Christ zu Parma den, der nicht glaubte, was Er wollte. An andern Orten war man nicht auf eine so grobe Art grausam, aber man zeigte durch auffallende Beispiele, daß man noch von Vorurtheilen und Aberglauben durchdrungen sei. Im Mainzischen widersetzte sich der fanatische Pöbel den vortrefflichen neuen Kircheneinrichtungen des heller erleuchteten Churfürsten. Wie viele einzelne Vorfälle in den österreichischen Staaten hinderten die heilsamen Absichten des Kaisers zur Religionsaufklärung. In Rom nahm der Neffe des Pabstes, der Herzog von Nemi Braschi, ein steinernes Wunderkind zum Arzte bei seinem Kinde an, und schenkte der Statue einen kostbaren brillantenen Ring, in heiliger Inbrunst. Das Kind starb zwar, aber wer wollte zweifeln, daß der Glaube lebendig geblieben sei.

In protestantischen Ländern gabs Wunder anderer Art. Die Geisterseher, Todtenwecker, Rosenkreuzer, Swedenborgianer, chemische und andere geheime Künstler fanden bei Hohen und Geringen an vielen Orten vielen Beifall. Die geheimen Gesellschaften und Orden mehrten sich. Aber auf der andern Seite bemerkte man

mit Freude, daß die Kantsche Philosophie nun anfing, Epoche zu machen.

Weit größer als die Freiheit des Glaubens war die des Redens und Schreibens. Nicht allein war die Preßfreiheit hier und da zügellos geworden, nicht allein hatte man gegen Regenten und Staatsverordnungen ohne alle Mäßigung geschrieben, und durch die kühnsten Deklamationen die Unwissenden bethört und zu verführen gesucht: man war so weit gegangen, den Regierungen und Regenten Kredit und Ansehen zu entreißen. Dies war in mehrern Ländern geschehen, und die Regenten haben, in Oesterreich, in Preußen, in Dänemark, in Schweden, in Deutschland, in Frankreich selbst, eine bewundernswürdige politische Toleranz dabei bewiesen. Sie haben das Gute benutzt, die Bosheit verachtet und die hämischen Absichten verziehen. Aber die Vermehrung schlechter Schriften war ein Uebel mehr des Jahres **1787**.

Der ausgebreitete Freiheitssinn hatte sich besonders in Frankreich bis zum Erstaunen geäußert. Man hatte öffentlich Sätze behauptet, von dem Mißbrauche der Königlichen Gewalt, von der Ungültigkeit der **Lettres de Cachets**, von der Obliegenheit des Königs, keine neue Auflage, ohne Bewilligung der allgemeinen Stände des Reichs, zu machen, welche man bisher in keiner von den geheimen, im Verborgenen herumlaufenden, Schriften zu behaupten gewagt hatte. Als der Graf von Aranda von Paris, wo er verschiedene Jahre gewesen war, nach Spanien zurückging, sagte er: „Als ich hier ankam, war der Unterschied zwischen England und Frankreich sehr groß, jetzt verlasse ich Frankreich in größerer politischer Freiheit, als jemals England war.“

Die Basis der Regierungen der Länder, die Gesetzgebung, wurde in den österreichischen Staaten durch eine Justizreform, durch ein neues Kriminalgesetzbuch, in den toskanischen Ländern ebenfalls durch einen neuen Kriminalkodex, im Preußischen und andern Ländern durch mehrere einzelne Gesetze und Verordnungen verändert und verbessert. Das europäische Kommerz hatte keine wesentliche hauptsächliche Veränderung erfahren. Nur hatte Englands Handlung im verflossenen Jahre abermals bis zum Erstaunen zugenommen, und in Frankreich war die Klage über den Verfall des Kommerzes allgemein und groß gewesen. Die Ursache davon war vornehmlich der neue Kommerztractat mit England, welcher mit solcher brittischen Klugheit abgefaßt worden, daß er offenbar den Engländern im starken Uebergewichte günstig war. Zudem hatten die Engländer die Zerrüttungen in Holland, den schlechten Zustand der amerikanischen Handlung und Schifffahrt, die nachtheilige Münzveränderung in Frankreich, ihre Uebermacht in Ostindien, ihre vermehrten Konnexionen mit den österreichischen Niederlanden und mit Neapel und einigen kleinern italienischen Staaten, und ihren großen Kredit so lebhaft und glücklich benutzt, daß sie alle andere Nationen übertrafen. So kauften sie zum Beispiel fast alle Seide in Italien, und durch die dritte Hand und gute Freunde eine große Menge in Spanien auf, und setzten dadurch die französischen Fabriken in Unthätigkeit, da in Frankreich die Seidenernte nicht gerathen war. So verdoppelten sie den Fischfang bei Terreneuve, indem sie gewahr wurden, daß man in Frankreich und Amerika dazu nur mäßige Ausrüstungen machte. Von andern Ländern und Oer-

tern wurden keine erheblichen Veränderungen bekannt. In Absicht des Handelsverkehrs waren sehr verschiedene Verordnungen gemacht worden. Im Preußischen hatte man fortgefahren, dem Handel immer mehr Freiheit zu geben. Im Oesterreichischen waren die ausländischen Waaren immer strenger verboten worden. In Frankreich hatten die englischen Waaren, nach dem neuen Kommerztractate, einen unglaublich starken Eingang gefunden; nicht so die französischen in England. Ueberhaupt hatte man aber in den meisten Ländern die Schädlichkeit der Monopole eingesehen, und die Unterthanen von dergleichem Zwange befreit.

Das wirksamste weiseste Gesetz für das Staatsübel des Luxus hatte im Jahre 1787 der Kaiser in Ausübung gebracht, daß nämlich jeder, der Schulden machte, die er nicht bezahlen konnte, sein Amt verlor und nicht dienstfähig sein sollte. Damit sollten scharfe, strenge Gesetze gegen die Bankeroutte und gegen die bösen Schuldner verbunden werden.

Die Rüstung und Verpflegung der in Ungarn versammelten Armee hatte hauptsächlich die Sorgfalt der öffentlichen Verwaltung beschäftigt, und dieses um so mehr, als im Jahre 1787 die Ernte übel gerathen war, und nun bei dem großen Ankaufe, der für die Armee geschah, der Mangel an Getreide sehr fühlbar ward. Man hatte sich daher nicht begnügt, im Allgemeinen die Getreideausfuhr zu untersagen und die Einfuhr zu begünstigen, sondern hatte auch insbesondere die Einfuhr aus Ungarn nach den übrigen k. k. Provinzen verboten, unter dem Verbote auch Grieselwerk und Hülsenfrüchte mit begriffen, die Brandweinbrennereien aus Getreide ganz eingestellt, und den Einfuhrzoll auf die aus den

türkischen Staaten eingehenden Getreidearten durchaus aufgehoben.

Auch zeichnete man alle in Ungarn befindliche Vorräthe auf, und der Kaiser erließ an die Güterbesitzer ein Erinnerungsschreiben, um sie zu ersuchen, was sie von Getreidearten entbehren könnten, zur Armee abzugeben. An Hafer wurden **200,000** Metzen im ganzen Königreiche ausgeschrieben, welches, wie man bemerkte, nicht viel war, da Ungarn sonst weit mehr, und im Kriege des Jahres **1778** in einem Jahre **1,400,000** Metzen lieferte. Auch sonst wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, die Zufuhr zur Armee zu erleichtern und zu begünstigen.

Alle übrigen Anstalten zum Besten des Staats blieben in ungestörtem Gange, und besonders erhielt das Schul- und Studienwesen neue Beweise der Sorgfalt, welche der Kaiser auf diesen wichtigen Gegenstand ununterbrochen richtete.

Nichts konnte zweckmäßiger sein, Wissenschaften und Kenntnisse zu verbreiten, und sie zu ihrer ächten Bestimmung, der Anwendung auf das gemeine Leben, zu führen, als die strengen und wiederholten Vorschriften, die allen Hof- und Länderstellen ertheilt wurden, Niemanden zu öffentlichen Diensten anzustellen, der nicht beweisen konnte, daß er die ihm nöthigen Theile der Reichs- und Staatswissenschaften, und alle dazu führende Vorbereitungskenntnisse, mit gutem Erfolge sich erworben hatte. Selbst schon angestellte junge Leute konnten keine Beförderung erhalten, wenn sie nicht die ihnen abgängigen Studia nachholten. Von der andern Seite erhielten die wirklich Studirenden, wenn sie sich auszeichneten, durch Stipendien Lohn und Ermunterung,

wie schon mehrmals bemerkt worden. Um diesfalls die Hülfsmittel zu vervielfältigen, waren die Theresianischen Stipendien, welche jährlich 500, 400 und 300 Gulden betrugen, auf 300, 250 und 200 Gulden herabgesetzt, und also von 158 auf 249 vermehrt worden. Die nämliche Herabsetzung und Vervielfältigung geschah auch in den Provinzen, und so wurden nun in Ungarn 455 Stipendien gezählt.

In Mähren wurde die Anzahl der Judenfamilien, die bisher auf 5106 beschränkt war, auf 5400 vermehrt, die Familientaxe derselben von jährlich 10 auf 5 Gulden herabgesetzt, und dafür eine Judenaccise, diese sowohl aber als die Familientaxe auf 6 Jahre in Pachtung gegeben.

Eine ähnliche Einrichtung sollte in Gallizien statt finden, wo man zugleich auch sehr sorgfältig bedacht war, die dort befindliche Judenschaft durch bessern Unterricht zu bilden, und zu dem Ende man für dieselbe auch verschiedene öffentliche zweckmäßige Schulen errichtet hatte, die unter der Direction eines geschickten Juden von Berlin, Herz Homburg, standen, und von Prag aus mit geschickten jüdischen Lehrern versehen wurden.

Nebst diesen und vielen andern Verbesserungen in diesem Lande wurde dort, durch ein besonderes Hofdekret, die Austrocknung der stehenden Sümpfe anbefohlen, und, wo die Grundeigenthümer nicht Hand anlegten, Privatunternehmern die Befugniß dazu, sammt dem eigenthümlichen Besitz des ausgetrockneten Landes, mit einer zwanzigjährigen Befreiung von Abgaben, zugesichert. Zugleich wurde die Beackerung lediger Flecken

in den Waldungen untersagt, und auf den Kleebau eine Belohnung gesetzt.

Seit dem Monat September 1783, da das Armeninstitut zu Wien anfing, bis zum letzten September des Jahres 1787 sind in dieser Stadt an Almosen eingegangen: 379,957 Gulden, dazu gab die sogenannte Aushülfskasse: 134,402 Gulden; folglich erhielten die Armen an Gelde: 514,359 Gulden. Die Aushülfkasse bestand aus Kapitalien, die, von Zeit zu Zeit, durch Erbschaften, Strafgelder und andere Zuflüsse vermehrt wurden. Der Hof gab dazu jährlich aus dem Hofalmosen 20,000 Gulden; im Jahr 1786 erhielt dieser Fond aus den Geldern der aufgehobenen Brüderschaft 44,500 Gulden, und den ganzen bisherigen Konvertitenfond, welcher 243,293 Gulden betrug.

Die reinen jährlichen Einkünfte von diesen Geldern beliefen sich auf 30,578 Gulden, aber es brauchte jährlich bis 127,000 Gulden, folglich mußten noch jährlich bis 100,000 Gulden durch Almosensammlung eingebracht werden.

Die Leihbank, welche das Handelshaus Bargum, von einigen ansehnlichen Kavalieren unterstützt, unter höchstem Schutze anlegte, war mit Anfang des Jahres 1788 der Eröffnung nahe, und der Plan derselben war schon mit Anfang des Januar im Drucke. Diese Unternehmung erhielt viele Begünstigungen vom Hofe, die ihr Gedeihen versprachen. Der erste Fond bestand in einer Million Gulden, der durch Actien zu 1000 Fl. zusammengebracht wurde.

1788.

Der unvermuthete Entschluß, den der Monarch bei seinem kurzen Aufenthalte, gegen die Mitte des Monats März, in Triest faßte: das innerösterreichische Generalkommando und die dazu gehörigen Departements dahin zu verlegen, und die in Steiermark liegenden Garnisonskompagnien in dem an Kroatien gränzenden Theile von Krain zu concentriren, gab viel hellen Aufschluß von der politischen Lage zwischen Oesterreich und der Republik Venedig. Es ist gewiß, daß der Monarch die so oft angesuchte endliche Entschließung dieser Herren, ob sie das adriatische Meer gegen jede türkische Unternehmung schützen wollten, zu Triest erwartete, und daß er, als er dahin kam, fand, daß sie sich noch nicht entschlossen hätten; wornach er dann den erwähnten Entschluß faßte, der unmittelbar an das innerösterreichische Generalkommando erging, und dem allerhöchsten Befehl gemäß erst von Grätz aus dem Hofkriegsrathe durch eine Staffette mußte bekannt gemacht werden. Auf diese Art entstand unvermuthet ein neues Littoralkorps, das bei **9000** Mann betrug, unter den unmittelbaren Befehlen des Herrn F. M. L. von Gazinelli.

Viertes Buch.

1788.

In den letzten Tagen des Januar machte die böhmisch-österreichische Hofkanzlei dem Kaiser die Vorstellung, daß man mit der Erhebung der Kriegssteuer bis zum wirklichen Ausbruch des Krieges warten möchte; allein der Monarch sagte, es käme dieser Hofstelle nicht zu, sich in die Frage über Krieg oder Frieden zu mischen, indem er besser wisse, was zu thun sei, und wie die Sachen ständen.

1789.

Der Feldmarschall Loudon bat sich in der Mitte des September von dem Monarchen folgende drei Punkte zur Gnade aus: 1) daß er eine hinlängliche Anzahl Rohrdecken und wollene sogenannte Kotzen erhalte, um die Verwundeten, bis sie in die Spitäler

kommen, auf die Rohrdecken legen und mit den Kotzen bedecken lassen zu können; 2) daß jedem Unteroffizier und Gemeinen, während der Belagerung von Belgrad, täglich ein Seidel Wein gereicht werden, und 3) daß ihm erlaubt werden möchte, den General Schmakers, der nach Triest bestimmt war, bei seinem Heere zu behalten, weil er seiner bedürfe. Der Kaiser genehmigte alle diese Punkte sogleich.

1788.

Als der Feldmarschall Lascy, in der Mitte des Januar, dem Kaiser den Kostenbetrag des Artillerietransports nach Ungarn vorlegte, und selbst seine Verwunderung darüber bezeigte, sagte der Monarch: „Ja, ich „sehe wohl, daß die Kosten groß sind; allein wüßte ich „einen Bischof, der blos mit seinem Segen die türkische „Armee schlagen könnte, so wollte ich ihn gern in den „doppelten Gehalt eines Generals setzen.“

Zu dieser Anekdote macht ein gleichzeitiges Journal folgende Anmerkung:

„Die Theurung aller Dinge macht den Fürsten den Krieg schwer und kostbar, die jetzige Art, Krieg zu führen, aber noch mehr. In den vorigen Zeiten kannte man die großen Kriegsrüstungen noch nicht, die jetzt viele Millionen kosten. Der Ritter hatte seine eigene Rüstung und seine Waffe in der Rüstkammer, er nahm sie weg, und seine Schildknappen und Fähnlein mit — so war er fertig. So ging er zu Felde, und der Fürst konnte Krieg führen, wenn er wollte, ohne Geldsummen

aufzunehmen. Welche unendliche Summen kostet jetzt die Artillerie, die Ingenieurkunst, und die ganze Art der jetzigen Kriegführung! Noch mehr der Seekrieg! Die ganze Kriegsflotte der Königin Elisabeth, welche die unüberwindliche spanische Flotte vernichtete, kostet kaum so viel, als jetzt drei Reihenschiffe (Linienschiffe) vom ersten Range. Unter diesen Umständen müssen alle Fürsten den Krieg fürchten, und mit allen den unendlichen Summen, die er kostet, ist nicht viel mehr dabei zu gewinnen. In diesem ganzen Jahrhunderte ist in Europa, durch die langwierigsten ausgebreitesten Kriege, nichts für die kriegführenden Mächte gewonnen worden. Das Gleichgewicht von Europa ist bis dahin dasselbe geblieben. Die Eroberungen der polnischen Provinzen von Rußland, Oesterreich und Preußen, die Einnahme der Krimm sind im Frieden geschehen. Was haben die Feinde Oesterreichs im Successionskriege, was die verbundenen Mächte im siebenjährigen Kriege, was Frankreich im amerikanischen Kriege für sich gewonnen? Vergleiche man die Summen, die diese Kriege gekostet haben, die Staatsschulden, die sie auf die Länder gebracht haben, mit den geringen Vortheilen, die sie einigen Mächten verschafften, so ist auf allen Seiten Verlust gewesen. Es wäre also besser, daß wir Frieden behielten. Diese Friedensliebe der Monarchen hat uns zeither schon für eigenen im Ausbruche gewesenen Krieg bewahrt, hat den Krieg zwischen England, Frankreich und Preußen wegen Holland in diesen Tagen verhindert, und so wird die Ruhe noch so lange erhalten, bis das politische Gleichgewicht der europäischen Mächte in Erschütterung kommt. Dieser Fall kann noch diesen Winter eintreten; bis dahin oder bis irgend eine so schnelle

Kriegsentschließung kommt, wie die zu Konstantinopel war, werden alle Menschen länger leben — aber theuer."

1788.

In der Wiener Hofzeitung las man, im Monat Januar, folgende kaiserl.-königl. Verordnung:

„Damit die Zufuhr," heißt es, „der Lebensmittel und Getränke zu der kaiserl.-königl. Armee in Ungarn und Siebenbürgen, dann zu den sonst an den türkischen Gränzen befindlichen Korps erleichtert, und die Landleute dazu angeeifert werden, haben Se. k. k. Maj. zufolge eines Hofdekrets vom 22. December 1787 zu bewilligen geruht: daß Jedermann, der eine solche Zufuhr, von was immer für einer Gattung, inländischer Lebensmittel und Getränke zur Armee unternimmt, die Befreiung von allen Mauthen und Anschlägen, von welcher Gattung sie immer sein mögen, mithin auch von aller Weg- und Brückenmauth, in Ansehung dieser Zufuhr, zu genießen habe, auch solche Feilschaften, ohne einige Satzung, bei der Armee zum Genuß der Truppen frei verkaufen kann. Um jedoch Unterschleife zu verhindern, soll Jeder, der zur Armee in Ungarn, oder zu den Korps in Siebenbürgen, Slavonien, Banat, Kroazien, oder in Gallizien Feilschaften zum Verkauf zu bringen anträgt, mit einem Passe, unter der Fertigung des Landeschefs und des kommandirenden Generals, versehen, und in solchem die Route und Hauptstationen, über welche er den Weg zur Armee nimmt, angemerkt werden, welcher Paß sohin, nach Eintreffung des Handelsmannes bei

der Armee oder dem Korps, durch einen anderweiten, bei dem Generalquartierstabe beigerückt werden, daß er bei der Armee oder bei dem Korps seine Waare und Feilschaften verkauft habe. Unter der freien Zufuhr der Lebensmittel ist auch vornehmlich in Anbetracht des Gesundheitsstandes der nach Ungarn zur Armee geführte Oesterreicher Wein begriffen, doch muß allenthalben auf den Eintrittsmauthstationen der von solchen ohnehin mit Pässen versehenen, mithin schon bekannten Handelsleuten eingeführte Betrag von Wein gehörig vorgemerket, und bei ihrer Rückkehr von der Armee mit einem bei dem Generalquartiermeisterstabe ausgefertigten Attestat über diesen bei der Armee wirklich konsumirten Wein die Ausweisung gemacht werden, um den vorgemerkten, bei der Armee veräußerten Betrag wieder abschreiben zu können. — Auch wird bei der Behörde die Einleitung getroffen: daß denjenigen, welche zur Armee handeln, und sich zu Transportirung ihrer Feilschaften der Schiffe bedienen, solche ihnen, falls sie selbe nicht auf eine andere Art an Mann bringen könnten, um billige Preise abgelöset werden.

Weiter haben Se. k. k. Majestät einem sich bei der Armee niederlassenden Marketender täglich vier Pferdeportionen gegen Bezahlung 12 Kr. per Portion, dann den bei den Regimentern sich engagirenden Fleischhackern aus dem Aerarium jedem monatlich 12 Fl. 30 Kr. Gehalt, täglich zwei Pferdeportionen gegen den Regulamentarpreis von 6 Kr., für einen Knecht aber, welchen sie sich selbst aufnehmen dürfen, monatlich 7 Fl., dann die Anschaffung der großen und kleinen Wagen, nebst dem Schlachtstricke auf Kosten des Aerariums einzugestehen und dabei zu gestatten befunden: daß sie nicht

allein kleines Vieh, als Schweine, Kälber und Schaafe, ohne einer dafür zu tragenden Entrichtung, für sich schlachten und verkaufen, sondern auch die Marketenderstelle beim Regimentsbataillon oder Korps übernehmen können."

1788.

Ein Wiener Politiker machte von dem Zustande, worin sich einige der vornehmsten europäischen Höfe bei dem Eintritt dieses Jahres befanden, folgenden kurzen Abriß:

„Joseph der II. erschien niemals so fürchterlich. An der Spitze von 200,000 Streitern drohet er der Pforte ihren Untergang, wenn der Divan seinen stolzen Ton nicht herabstimmt. Er handelt jedoch nicht sowohl wegen seines eigenen Interesses, als vielmehr um seine Verbindungen mit Katharina der II. getreu zu verbleiben. Eben diese unerschütterliche Treuheit ist es auch, welche den Faden der Unterhandlungen zur Erwählung eines römischen Königs und zur Errichtung der neunten Churwürde leitet. Die große Selbstherrscherin aller Reußen richtet mit einem großen Vergnügen ihre Blicke auf ihren erhabenen Bundesgenossen, der sich für das Interesse ihres Ruhms so warm annimmt. Die Gleichheit ihrer Absichten und ihrer Gesinnungen wird ihre Freundschaft unauflöslich machen. Frankreich, welches seine häusliche Krisis verhindert, so zu reden und zu handeln, wie ehemals, giebt sich jedoch durch seine friedfertigen Insinuationen Mühe, die Ruhe von Europa zu erhalten. England, zufrieden mit der holländischen Re-

volution, und stark durch seine Verbindungen mit dem Berliner und andern Höfen, erwartet die Begebenheiten, um sich zu entschließen. Spanien wird, wenn es sein muß, Frankreich Millionen und Schiffe geben, um es in den Stand zu setzen, England die Spitze zu bieten, oder die Trümmer der ottomannischen Macht und Handlung zu retten. Friedrich Wilhelm, Erbe der Krone und Grundsätze Friedrichs II., sucht seine wahren Absichten zu verbergen. Pius VI., dem zwar das allgemeine politische System beinahe ganz fremd, der aber doch dabei nicht gleichgültig ist, ist nur darauf bedacht, wenn er kann, dasjenige zu erhalten, was von den Rechten des heiligen Stuhls noch übrig ist."

1788.

Der Major von Vukassovich *) zeichnete sich auch schon in seinen Jugendjahren als Zögling aus. Als die höchstselige Kaiserin einstens in das Kadetenstift kam, und den Herrn Director fragte: „welcher aus diesen meinen lieben Söhnen führt sich am besten auf?" so war die Antwort: „Ihro Majestät, sie führen sich alle gut auf, der junge Vukassovich aber am mannbarsten." Dieß sagten auch die Exercitienmeister; „und das alles ist," sagte die Monarchin, „dieser junge schöne Dalmatier! Apropos, ich möchte ihn fechten sehen; nehm' er das Rapier." So unkriegerisch er vorher vor der Monarchin stand, so majestätisch ward sein Antlitz, als er das Rapier ergriffen und sich in Positur gesetzt hatte,

*) Der sich nachher so auszeichnete.

da er denn fast über alle Uebrigen den Sieg davon trug. Der Sieger erhielt darauf von der Monarchin 12 Dukaten, und da sie in 14 Tagen wieder kam, und ihn vorrufen ließ, so bezeigte er sich kleinmüthig und zitterte. Lächelnd sagte die Monarchin: „hat er etwa das Geld verspielt, und wo hat er es?" — Worauf er erwiederte, daß er es seinem armen Vater geschickt habe. — Kaiserin: „Wer ist denn sein Vater?" Bukassovich: „Mein Vater war Lieutenant, hat resignirt, und lebt nun ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien; ich glaubte von der Gnade Eurer Majestät keinen bessern Gebrauch, als zur Unterstützung meines armen Vaters, machen zu können." — „Edler Knabe," sagte hierauf die gerührte Landesmutter, und Verwunderung und Mutterhuld sprachen aus Ihrem Auge. „Geschwind, nehm' er Dinte, Feder, Papier, und schreib' er:

Liebster Herr Vater!

Den Brief, den ich Ihnen hier schreibe, dictirt mir die Kaiserin. Meine Aufführung, mein Fleiß, und besonders meine kindliche Liebe gegen den armen Vater, haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß der Herr Vater von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 200 Fl. bekommen wird, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten erhalte."

Vertheilung der kaiserl. = königl. Armee im Winter 1788.

In der Moldau. Garnisons = Bataillons.		Generals.
Kaunitz	1.	Gen. der Cav. Prinz Koburg.
W. Colloredo	1.	Feldmarsch. Lieuten. Spleny.
Kaiser	1.	General=Maj. Barschitzky.
Schröder	1.	Jordis, Fabry, Filo.
Khevenhüller	1.	Schmerzing.
Mitrovski	1.	
Carl Toskana	1.	
Pellegrini Chozim	1.	
Erstes Garnison=Regim.	2.	
Cavaller. Löwenöhr leichte Reiter Dr.		
Kaiser } Barko } Husaren=Reg.		

In Siebenbürgen.		Generals.
Gränitzer, 1stes und 2tes Szekler=Reg.		Feldz. Fabris.
1stes und 2tes Wall.=Reg.		F. Lieut. Rall.
Infanterie:		General=Majors.
Spleni	3. Bat.	Bruglach, Pfefferkorn,
Drocz	3. "	Enzenberg, Stader.
Langlois	1. "	
Cavallerie:		
Szekler Husar.=Reg.		
Alex. Toskana dgl. Reg.		
Savoi. Dragoner=Reg.		
Anspach. Cürassier=Reg.		

Im Banat.		Generals.
Gränitzer, 1stes und 2tes Regiment.		Feldzeugm. Clairfait.
Garnis. Bat. Denius	1.	F. W. L. Wartensleben.
Bataillon, Alvinzi	1.	Hohenlohe.
= Ant. Esterhazy	1.	Zeschwitz.
Feld=Bat. Caroli	2.	Gen. = M. Benjovski.
= Palfi	2.	Vecsai.
= Alvinzi	2.	Harrach.
= Devins	2.	d'Alton.
= Reiski	2.	Reil.
= Lattermann	2.	Lilien, junior.
= Durlach	2.	Wenkheim, senior.
= Langlois	1.	Starai.
= Stein	1.	
= Brechainville.		
= Wolfenbüttel.		
= Palavicini.		
Cavallerie Würtemb.		
Pr. Reg. Cavanagh.		
Cür. Reg. Harrach.		
Erdödi Hus. dito.		
Gräven. Hus. 2. Div.		
Wurmser Hus. 3. Div.		

NB. Von dieser in dem Banat übermäßigen Zahl Truppen wird wohl ein Theil nach Ungarn an das karpathische Gebirge, und wenn sich die Polen ungebührlich aufführen sollten, wohl gar nach Gallizien u. s. w. ziehen.

Erste Division der Hauptarmee.

In Sirmien.		Generals.
Grenad. = Bataillons	10.	Feldm. Lt. Browne, Gr.
Feld=Reg. E. H. Ferd.	2.	Generalm. Alvinzi.
Ant. Esterhazy	2.	Würt. Pr.
Sam. Giulay	2.	Stuart.

Cavallerie, Lobkowitz.	Strasoldo.
1. R. Regim. sammt Uhlanen.	Waldeck Pr.
Wurmſ. Huſ. 2. Div.	Magdeburg.
Das Serviſche Freikorps von	Mihalovicz.
Die Zinzendorfiſchen Jäger.	
Das Tſchaiken= und Schiff=Departement.	

Zweite Division der Hauptarmee bis auf Ofen.

In Ungarn.			Generals.
Reg. Inf. Caprara	2.	Bat.	Kinsky, Inf.
Thurn	2.	=	Feldzeugm. Gemmingen.
Nadaſti	2.	=	Feldm. L. W. Colloredo.
d'Alton	2.	=	Neugebauer.
Neugebauer	2.	=	Brechainville.
Ferd. Tosk.	2.	=	Tige.
Pellegrini	2.	=	Blankenſtein.
Cavall. Schakmin.			Gen. M. Urſel Duc.
Caramelli.			Kinsky, Ph.
Zeſchwitz.			Wenkheim, jun.
Naſſau.			Lilien, sen.
Gr. H. Toskana.			Harnoncourt.
Joſeph Toskana.			Cavenagh.

In Ungarn von Ofen bis Preſsburg.

Regiment	Infant.	Lascy	2.	Bat.
=	=	Kaiſer	1.	=
=	=	Loudon	1.	=
=	=	Wartensleben	2.	=

In Oesterreich.	**Generals.**
Brentano 2.	Feldmarschall Loudon.
In Kroatien und Slavonien.	
Gränitzer Regim. Licaner.	Feldzeugm. Devins.
Ottochaner. Oguliner.	Feldm. L. Mitrosky.
Sluiner, 1stes und 2tes.	Generalm. Wallisch.
Banalisten, 1stes u. 2tes.	Klebeck.
Waradiner, Gradiskaner.	Schlaun.
Broder. Peterwardiner.	Kalkschmidt.
Summa 22 Bataillons.	
Garnison-Bat. S. Giulay.	Schmacker.
Nadasti.	Schindler.
Palfi Caroli.	Brentano.
Erzh. Ferd.	Bubenhoffen.
Teutschm.	
Summa 8 Bataillons.	

Feld-Bat. Preiß 2. Klebeck 2. Teutschmeister 2. Carl Toskana 1. Stein 1. Langlois 1.

Summa 9 Bataillone.

Cavallerie: Kinski 1. Regim. sammt Uhlanen. Waldeck Dragoner. Czatorinsky Cürassier. Gräven Husaren, 2. Division.

1785.

Als die Türken von Türkisch-Gradiska am 9. November sahen, daß die österreichische Brückenschanze geschleift und die Schiffbrücke ausgehoben war, steckten sie Siegesfahnen auf ihren Mauern aus, und schickten zwei Tartaren an den Großvezir und an den Divan nach Konstantinopel mit der Nachricht ab, daß die Giauer sich retirirt hätten. Nachmittag weideten sie ihr Vieh außer der Festung und mäheten ganz dreist nahe am Flusse das Gras ab. Seit der Zeit ließen sie sich alle Tage sehen. Ein Haufe von 30 Türken kam am 25. November unter Singen und Freudengeschrei aus der Festung an die Stelle, wo die Brückenschanze gestanden hatte, einige setzten sich dem österreichischen Kontumazhause gegenüber an das Ufer und riefen auf die österreichischen Soldaten: „Nachbar! wie geht es euch? seid ihr gesund? Unser Bassa hat uns befohlen, nicht auf euch zu schießen, wenn ihr es nicht thut." Dann saßen sie eine halbe Stunde ruhig und schienen sich zu freuen, daß sie wieder frei athmen konnten; denn das österreichische Militair hatte gleichfalls Befehl, so lange keinen Schuß zu thun, als die Türken sich ruhig hielten. Als sie dann allmählig am Walde aufwärts marschirten, machte sich ein Türke über eine Stange, welche die Oesterreicher zur Bezeichnung eines fixirten Punktes hatten stehen lassen. Als der Türke diese Stange schon ausgerissen hatte und damit fortging, rufte ihm ein Soldat in illyrischer Sprache aus Scherz zu: „Laß du die Stange da, unser Kaiser hat sie setzen lassen;" sogleich kehrte der Türke um, setzte die Stange auf den alten Fleck hin, bemühte sich, sie wieder gerade

und fest zu stellen, und ging dann ruhig nach Hause.

1788.

Von dem Aufenthalte des klugen Majors von Vukassovich und seiner 330 braven Gefährten in Montenegro lassen sich noch manche interessante Umstände erzählen.

Da die Montenegriner ein Volk waren, welches man unter die treulosesten und feilsten aller Völker des Erdbodens rechnen konnte, so hatten die Oesterreicher manchen harten Stand auszuhalten. Das Land war sehr arm, und wegen des schroffen Felsen-Gebirges nicht zu bebauen, selbst Weide hatten sie sehr wenig, und daher fast kein anderes Vieh, als Ziegen. Diese Unfruchtbarkeit des Landes und die große Armuth der Einwohner, wozu noch ihr Müßiggang kam, würden dieses Volk, wenn man es auch gewinnen konnte, einer jeden Oberherrschaft unnütz gemacht haben. Daß die Montenegriner außerhalb ihres Gebirges keine Soldaten waren, ist hinlänglich bekannt; allein in ihren unzugänglichen Löchern konnte man sie auch nicht bekriegen. Man kann eigentlich nicht sagen, daß sie Rebellen gegen die Pforte waren; nur zahlten sie ihre schuldigen Steuern nicht, und daher beorderte der Divan von Zeit zu Zeit einen Bassa, sie an ihre Pflicht zu erinnern. Dieser erlegte dann von den Ungehorsamen, so viele er von ihnen erhalten konnte, steckte, so weit seine Macht reichte, alles in Brand, und zog wieder ab. So wild und roh nun dieses Volk auch war, so sehr zeichnete es sich durch Arg-

list und Tücke aus. Unter der Larve der Freundschaft trugen die Montenegriner unaufhörlich Gift und Dolch bei sich, und es gehörte ein großer Geist dazu, den kleinen Haufen der k. k. Soldaten aus der Schlinge zu ziehen. Der Major mußte Tag und Nacht unter den Waffen bleiben; kein Mann durfte sich entfernen. Für Geld unternahmen sie jede grausame That. Wenn es geschah, daß einer für den Preis von 4 Dukaten (welches sich öfters ereignete) einen von den kaiserl. königl. Offiziers tödten sollte, so durfte ihm dieser nur einen halben Dukaten mehr bieten lassen, und dann war es gewiß um denjenigen geschehen, der ihn geschickt hatte. Sie prahlten viel mit ihrer Stärke im Kämpfen und Ringen. Vukassovich, der seine besten Streiter kannte, schickte dann einige hinter sie; und gemeiniglich umarmte der Licaner den Montenegriner so freundlich, daß ihm das Blut zum Munde herausschoß. Ferner stellte er auch Scheibenschießen an. Seine Licaner standen um ihn her, unter denen folglich auch die 30 sehr geschickten Scharfschützen sich befanden, und nun rief der Major einen um den andern, so wie von ohngefähr, und als wenn er gar nicht wählte. Seine Leute schossen, daß die Zuschauer erstaunten; und alsdann forderte er die herumstehenden Montenegriner auf, ihre Kunst ebenfalls zu versuchen, wobei sie aber jedesmal ihre Nichtigkeit gestehen mußten. Dergleichen List war nöthig, um die Uebermacht des kleinen Haufens zu zeigen, und sich in Achtung zu erhalten. Einstmals ging den Oesterreichern das Wasser aus, und die Quelle war ungefähr eine Meile entfernt. Seine Mannschaft konnte der Major nicht theilen, weil er von den Montenegrinern genau beobachtet wurde; und einzelne Leute durfte er

nicht schicken, weil er wußte, daß keiner wieder lebendig zurückkommen würde. Hier war also eine andere List nöthig. Der Feldpater hetzte die Licaner auf, daß sie laut schreien mußten, ihr Major möchte sie zur Quelle führen, weil sie alle dahin wollten. Diese scheinbare Empörung gab ihm Gelegenheit, sich mit seiner ganzen Mannschaft dahin zu ziehen, und daselbst zu lagern, wo er auch den Rücken mehr gesichert hatte. Bei einem anderen Rückzuge machte eine sehr überlegene Anzahl Miene, ihn überfallen zu wollen. Vukassovich machte Halt und rief ihnen zu: „Wagt euch nicht, ihr kennt den Muth und die Stärke meiner Leute; keiner von euch würde Pardon erhalten.“ Er warf ihnen zugleich von ferne einen Beutel mit Dukaten hin, um ihn unter sich zu theilen. Aber sie fielen über einander her, und es entstand ein gewaltiges Schlagen unter ihnen. Indessen zog sich der Major zurück. Das ist also eine kleine Schilderung der Freunde, mit denen die Oesterreicher umgeben waren. (So viel aus dem Munde eines der vornehmsten Gefährten des Herrn von Vukassovich bis zum Abzuge aus Montenegro.)

Als eben der Kaiser mit seiner Armee in Pancsowa wieder einrückte, entdeckte ein Lederergesell, der mit seinem Meister aus der Flucht zurückkam, im Keller einen versteckten Türken, der sogleich seine Pistole zog. Der Lederergesell spannte den Hahn von seinem Stutzen und schlug ebenfalls an. Weder der eine noch der andere hatte geladen, und so standen sie eine gute Weile gegen einander. Beide zitterten vor Furcht; endlich warf der Türke die Pistole weg und bat um Pardon, den ihm

jener auch gar willig gewährte, weil er froh war, so gut davon zu kommen. Endlich kamen zwei Husaren und nahmen den Türken in Empfang. — Joseph hörte dieß, und schickte dem Lederergesellen 12 Dukaten zur Erholung.

Hier folgt das wirkliche türkische Kriegsgebet, wie es wörtlich aus der Grundsprache übersetzt wurde. Es lautet: „Schöpfer der ganzen Welt! größter Beherrscher des Himmels und der Erde! Du, dessen Thron durch seinen Glanz die Sonne, den Mond und die Sterne verdunkelt; Du, der Du die weiten Meere eben so leicht regierest, als einen Tropfen des Morgenthaues; Du, der Du mit einem Wink eines allerhöchsten Willens die ganze Welt zernichten kannst: wir bitten Dich um Deine Hülfe, um Deinen Schirm und Schutz; bewahre uns, sei barmherzig und erhöre unser Gebet.“

„Du hast den Propheten gesandt, um uns Dein heiliges Gesetz und Deine heiligen Befehle zu geben. Wir haben sie übertreten, wir haben gesündigt, und das ist die Ursache, daß Du Deinen Zorn über uns ausgegossen hast; das ist die Ursache, daß Du unsere Feinde erwecket hast, und darum seufzet jetzt das Land der Rechtgläubigen unter der Last der Wagen, der Waffen und Pferde.“

„O unser Heiliger! vergiß einen Augenblick unsere Sünden, und wende ab von unsern Häuptern Deinen Zorn, der uns allzuschwer ist; zerstreue das Geschrei der Gaurs; vertilge ihre Drohungen, und verwandle die ungläubigen Nationen in Staub; mache, daß Dein Volk seine alte Tapferkeit behalte; und es wird die Ge-

wölber und Mauern des Tempels zu Mekka ertönend machen."

„Wir beten Dich an, wir verherrlichen Deinen Namen, und danken Dir für Alles."

1788.

1788 schwebte Joseph der Zweite und der Erzherzog Franz von Toskana in einer der größten Gefahren. Es war eine düstere undurchdringliche Nacht, da die kaiserl. königl. Armee von Karansebes zurückzog. Der Monarch fuhr nach seiner Gewohnheit in einem leichten Wagen vor den Truppen her, sein Leibarzt saß bei ihm. Es war tiefe Finsterniß, als plötzlich die türkische Reiterei, welcher der Marsch der Armee durch treulose Wallachen verrathen war, auf jenen Flügel stürzte, wo sich der Kaiser befand. Die Verwirrung ward allgemein; der Kaiser und sein Leibarzt schwangen sich auf die Handpferde, der Leibarzt Brambilla stürzte, ein Sattelknecht wurde gefangen, und der Monarch, vom Feinde verfolgt, verirrte sich. Er stieß auf zwei gemeine Soldaten. „Kennt ihr mich?" rief er ihnen zu. „Ja, Sie sind Se. Majestät der Kaiser. „Nun so bleibt bei mir und decket mich, ihr seid Offiziere, wenn ich glücklich wieder zum Heere komme." Die beiden Soldaten — unglaublich und doch wahr — verließen den Kaiser und schlichen sich weg; aber die Vorsehung wachte über ihren Liebling, und Joseph kam glücklich zum Heer. Man forschte allenthalben nach den beiden Treulosen, entdeckte sie aber nicht. Der Sprache nach hielt sie der Kaiser für Ausländer. Auf einer andern Seite war der

Erzherzog Franz in einer eben so großen Gefahr. Sein Begleiter, Graf Kinsky, sprengte zum nächsten Regimente, feuerte es durch den Aufruf an, des Erzherzogs Retter zu werden; es schloß ein Quarree, nahm den Prinzen in die Mitte, und rettete ihn.

Als der Kaiser mit der Armee gegen Pancsova rückte, trug er dem Oberstlieutenant von Wurmser-Husaren auf, die zerstreut herumirrenden Türken aus einer gewissen Gegend zu verjagen. Für solches Zutrauen dankte der Staabsoffizier, machte sogleich Jagd, und erlegte mit seinen Husaren eine große Menge der Osmannen. — Joseph drückte ihm dafür die Hand und stellte ihm eine goldne, mit Brillanten besetzte und seinem Bildniß gezierte Dose zu.

1788.

Das türkische Lager lieferte folgende Anekdote: Soliman Pascha, Seraskier, betrachtete mit Aufmerksamkeit einen gefangenen österreichischen Offizier. Er rief ihn bei Seite, und frug ihn in deutscher Sprache: Ob er nicht zu der und der Zeit in Prag gewesen? Ob er damals nicht in dem Regiment (das er ihm nannte) gedient, ob er nicht mit einer gewissen Person zur nämlichen Zeit Verdrießlichkeiten gehabt hätte? Der Offizier, der durch diese Fragen in das größte Erstaunen gesetzt wurde, sagte: „Man müßte ein Hexenmeister sein, um so genaue Nachrichten von seinem Leben geben zu können.“ „Nein,“ versetzte Soliman Pascha, „dieses

ist eben nicht nöthig, ich bin es nicht; und ohne meinen Turban und meinen Bart würden Sie Ihren alten Kameraden Swinter gewiß gekannt haben." Man versicherte, daß dieser Offizier aus verschiedenen Ursachen den österreichischen Dienst verlassen und aus Unmuth zu den Türken gegangen. Es war nicht der einzige Fremde von Ansehen, der sich bei der türkischen Armee befand. Man wußte zuverlässig, daß noch ein Italiener und ein Franzose dieser Nation dienten, deren Tracht sie angenommen, so wie sie ihre Sprache ganz geläufig redeten.

Joseph verordnete durch ein Hofdekret vom 15ten September: daß den gefangenen Türken, welche nach eigenem Gewissenstrieb ihren Glauben zu ändern und die katholische Religion anzunehmen verlangten, die hierzu nöthigen Mittel gestattet werden sollten; dieselben waren dann auf freien Fuß zu stellen; welche zum Militairstand tauglich waren, dahin abzugeben, die untauglichen aber nach Umständen in die Gelegenheit eines anständigen Nahrungsverdienstes zu setzen, und zu diesem Ende dem Politikum zu übergeben, damit sie von den Gränzen hinweg und tiefer in die Länder geschafft wurden.

Spanien ließ dem Kaiser, gegen Ende des October, folgende Vorschläge machen, wenn er mit der Pforte einen Separatfrieden schließen wollte: 1) 50 Millionen Gulden zur Entschädigung der Kriegskosten; 2) alles, was Oesterreich vor dem Passarowizer Frieden besaß;

was aber Joseph nicht annahm, sondern erwiederte: „Ich habe Rußland mein Wort gegeben, und einen Separatfrieden eingehen, hieße dieß Wort brechen; und dazu bin ich nicht fähig.“ —

1788.

Die Türken hatten Panczowa überfallen, eine große Menge Kanonen weggenommen, 600 Mann brave Soldaten zusammengehauen und noch andere Vortheile über die Oesterreicher erlangt. Der Kaiser und der Erzherzog Franz kamen noch am nämlichen Tage auf den Wahlplatz und waren äußerst bestürzt über die röchelnden Sterbenden, die nach und nach ihren Geist aufgaben, und sagten: „Es ist gut, daß das Streiten geendigt werde, es fließt sonst zu viel Blut, wo jeder Tropfen meinem Herzen werth war. Es ist genug um Anderer willen geschehen.“

Nachstehendes ist in gleichzeitigen Blättern enthalten:

Bei Gelegenheit des jetzigen Türkenkriegs.

Die Geschichte — und noch mehr die politischen Zeitungen, welche mit so vieler Begierde jetzt gelesen werden — haben uns mit der Veteraner Höhle, — mit den Vortheilen, den die Kaiserl. Oberbefehlshaber auch in diesem Kriege aus selbiger eine lange Zeit gezogen haben, und einigermaßen mit dem unerschrockenen, standhaften Hauptvertheidiger derselben, dem Major Baron

von Stein, bekannt gemacht. — Nicht seiner mit wenigen Zügen gezeichneten Lebensgeschichte in den Bayreuther Zeitungs=Blättern brauchten wir, um in ihm den Mann von Ehre, den Soldaten im ganzen Umfange wieder zu finden, welcher auch da, wo fast nur Tod war, — zu gehorchen, — zu befehlen, und jede Erwartung zu übertreffen wußte. Nicht Geburt, nicht Würden, nicht Ordenszeichen allein erzeugen Verdienst; — wahrer Ruhm, wahrer Edelmuth, Unerschrockenheit in der größten Gefahr, da, wo sie dem Staate am heilsamsten ist, ist Hoheit der Seele! — Und diese wird gewiß ein Joseph auch hier nicht verkennen. — Er, welcher gehorchte, ehe er befahl, — Er, das Bild der Unerschrockenheit selbst! —

Aber wie? wenn noch ein Held aufträte, und zwar jetzt im Kabinette! denn auch dieses hat seine Helden; — Ein Monarch großer Staaten, — der nicht umgürtet mit dem Schwerte, aber mit hohem, menschenfreundlichen Tone ausruft: — „Wenn nun der standhafte Mann gefangen fortgebracht würde, — und, — auch Er, und seine Begleiter sind überwindliche Menschen! — Man eile in meinem Namen an den Gränzen von Europa, seinen möglichen Bedürfnissen in der Hauptstadt der Muselmänner zuvorzukommen;“ — und dieses that der Fürst, der noch keinen Antheil am Kriege nahm, der den Mann, für den er sorgte, — nicht, aber seine That kannte. — Fließe hin, Thräne des Dankes, ich schäme mich nicht Deiner! — Noch sah ich ihn zwar nicht, den edlen, menschenfreundlichen Fürsten; — aber, wer kennt sie nicht, die Hoheit der Seele, die ihn überall begleitet! —

1788.

Bei keinem Korps der k. k. Truppen hatten Offiziere und Gemeine mehr Gelegenheit, sich auszuzeichnen, als bei dem Siebenbürgischen, welches in den beständigen Angriffen des Feindes Absicht stets vereitelt hat. Von dem am 7. October bei dem Flecken Hutzeg vorgefallenen Gefecht erfuhr man noch Folgendes:

„Rittmeister Tillier hat sich als ein sehr tapferer Offizier gezeigt. Er hatte das Unglück, daß ihm sein Pferd erschossen wurde. Kaum sahen ihn die Feinde fallen, so war er von einigen umringt. Einer davon versetzte ihm einen so gewaltigen Hieb, daß das Schwert durch den Kalpag und den eisernen Reif ziemlich tief in den Kopf drang. Doch dieses, statt den Rittmeister aus der Fassung zu bringen, diente nur dazu, seinen Muth noch mehr zu entflammen. Er raffte sich auf, hieb zwei Türken zusammen, verwundete den dritten und jagte die übrigen in die Flucht. — Nicht minder muthig betrug sich ein Gemeiner von Anspach. Im Rückzuge hatten die österreichischen Reiter Gräben zu passiren. Sechs Kürassiere stürzten, und sogleich fielen sechs Türken, drei von vorne, drei von hinten, über einen derselben her. Er wehrte sich mit wahrem Löwenmuthe. Nachdem er vor sich zwei Feinde erlegt und den dritten verwundet hatte, und auf diesen den zweiten Streich führen wollte, bekam er von hinten einen Hieb in einen Finger der zum Streiche aufgehobenen Hand. Blitzschnell kehrte er sich um, hieb einen der Feinde zusammen und jagte die übrigen davon. Nun sah er sich nach seinen Kameraden um. Er erblickte einen zu Boden gestreckt, und zwei Türken über ihm, die Anstalten

machten, sich seines Kopfs zu bemächtigen. Mit der möglichsten Geschwindigkeit rannte unser Held auf sie los, säbelte einen zusammen und trieb den andern in die Flucht. Der, dem er das Leben rettete, war sein Korporal."

In den letzten Tagen des Monat October wurden in Wien acht Wallachen einquartiert und in das Gnadenstockhaus festgesetzt. Sie waren eigentlich zehn, von welchen aber zwei auf der Heerstraße durchgeschlüpft waren. Von den acht vorhandenen waren zwei von vornehmerm Range, die aber dafür auch ein desto vornehmeres Verbrechen im Schilde führten und den Kaiser tödten wollten.

Beim Anfange des Kriegs bestand die kaiserliche Armee aus **230,000** streitbaren Männern. Seitdem waren bis Ende des October **89,447** Rekruten abgeliefert worden. Von dieser ganzen Macht sollten bis dahin **57,381** Mann theils gegen den Feind geblieben, theils durch Krankheiten hingerafft worden sein. Es blieb also immer noch eine Summe von **262,066** streitbaren Oesterreichern übrig. Wenn nun hierzu wieder **120,000** frische Rekruten kamen, so wurde die ganze kaiserliche Armee dadurch auf **382,066** Mann gebracht.

Mitten unter den ängstlichen Erwartungen haschte man doch begierig nach Anekdoten. Eine davon ist folgende: Der Kaiser fragte einen Gemeinen des Regi-

ments Durlach, einen Steyermärker von Geburt, den er mit einem finstern Gesicht erblickte: Ob er das Heimweh habe? „Das eben nicht," antwortete dieser ganz treuherzig; „aber ich glaube, es wäre besser gewesen, wir wären alle zu Hause geblieben."

1788.

Eine edle Handlung, welche sich den 10. September 1788 bei dem Ueberfall zu Szabova zugetragen hat, verdient zu Ehren des menschlichen Herzens und des edlen Kriegers erzählt zu werden, der bei Lebensgefahr und umher wüthenden Verderben der Stimme des menschlichen Herzens Gehör zu geben kaltes Blut genug hatte. Die späteste Nachwelt wird diese That noch mit Bewunderung lesen.

Eine Division Grenadiere des Nikl. Esterhazyschen ungarischen Infanterie-Regiments stand in dem erwähnten Dorfe Szabova, und hatte Befehl, sich en Quarree zu retiriren. Die Einwohner dieses Dorfes, welches verlassen wurde, flüchteten sich, so gut sie konnten, da der Feind dem Quarree auf dem Fuße folgte. Bei dieser Bestürzung der Flüchtenden lief auch eine Wallachin mit ihrem ohngefähr zwei- oder dritthalbjährigen Kinde auf dem Arm, die, um sich sicherer mit der Flucht retten zu können, das Kind von sich warf. Der Oberst des Niklas Esterhazyschen Regiments, Graf Sztaray, der sich selbst im Quarree befand, wurde dieses gewahr, sprengte auf die Frau los, und fragte sie um die Ursache, warum sie das Kind von sich werfe. „Herr," antwortete sie, „ich bin außer Athem, das Kind ist

schwer, und ich muß mich retten." Der vom Gefühl der Menschlichkeit gerührte Oberst stieg nun vom Pferde und nahm im Angesicht des auf ihn zudringenden Feindes das Kind auf sein Pferd, verfügte sich zurück in das Quarree und behielt das Kind in seinen Armen, bis er wieder in Sicherheit war. Die Mutter dieses Kindes kam nun, als sich der Feind wieder entfernt hatte, und verlangte ihr Kind; der Herr Oberst aber weigerte sich, es ihr zurück zu stellen, weil er beschlossen hatte, das Kind zu versorgen. „Es ist mein Kind, Herr!" sagte nun die Mutter; „Ihr habt einen Handschuh beim Absteigen verloren, den habe ich aufgehoben und zum Zeichen behalten, um meinen gerechten Anspruch bestätigen zu können." Der Knabe schlang nun seine zarten Arme um seines Erretters Hals, da ihn die Mutter zurückforderte, als ob er dieser Wohlthat bewußt gewesen wäre. —

Der Kaiser, welcher sich während des Feldzuges Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, saß öfters so tiefsinnig in seinem Zelte, daß er oftmals nicht hörte, wenn Jemand hereintrat.

Als der Kaiser die Nachricht bekam, daß der Vezir in das Banat eingedrungen, war er voller Freuden und sagte: „Wohlan! nun ist es Zeit, nun sehe ich, daß wir alles recht gut voraus gesehen. Es geht alles nach Wunsch. **1697** erfocht der Prinz Eugen in eben diesem Banat einen gänzlichen Sieg über die Türken, und ist auch kein besserer Platz, wo man dieselben leichter schla-

gen kann, weil in Gebirgen keine so große Ebene anzutreffen ist, wo nur 10,000 Mann in Schlachtordnung können gestellt werden."

Wenn man den Verlust der Feinde seit ihrem Einfall in das Banat mäßig zusammen zählt, so hatten sie bis Ende August bereits schon gegen 6 bis 8000 Mann verloren. Der Schaden aber, den sie bis dahin in diesem Lande angerichtet, wurde auf eine Million Gulden geschätzt.

1788.

Der Mustapha Vidaich schickte dem Obersten Quosdanovich den Leichnam des bei Zwornick gebliebenen Oberlieutenant Ratkovich, (für welchen ersterer, wenn er beim Leben zu erhalten gewesen wäre, 1000 Dukaten geben wollte,) mit einem feinen Tuche bedeckt, nebst folgendem Schreiben zu: „Hier überschicken wir euch den Körper eines tapfern Helden, den nicht nur ihr Deutschen allein beweint, sondern auch wir selbst, da so ein Mann, wie dieser Held war, nicht so bald wieder gefunden werden wird. Er war schon blessirt und säbelte noch 9 Mann der Unsrigen nieder. Unser Gedanke war nicht, die deutschen Soldaten ums Leben zu bringen, sondern sie nur zu fangen; da sie sich aber einer Macht von 4000 Mann nicht ergeben wollten, so wurden sie alle bis auf 3 niedergemacht. Zugleich sen-

den wir euch die zwei Uhren des guten Offiziers und das Geld, was man bei ihm gefunden hat."

Als in der Mitte des August der Feind bei Banczowa einen Ausfall wagen wollte, rückte ihm einige schwere Kavallerie, die aber den Befehl, weder zu schießen noch einzuhauen, hatte, in zwei Zügen entgegen. Ein Spahi wurde solches gewahr, ritt hierauf in vollem Galopp gegen die in Reihe und Glied stehenden Husaren, und schoß einem den Czako vom Kopfe, worauf der Husar ergrimmte, dem Spahis nachsetzte und ihn zusammenhieb, dann aber wieder in seine Reihe zurückkehrte. Der Husar wurde als Uebertreter des Befehls mit 25 belegt, und da die Sache zum Kaiser kam, verlangten Allerhöchstdieselben den Husaren zu sehen, worauf sie ihn befragten, warum er wider den Befehl gehandelt hätte? Der Husar antwortete: „Ew. Majestät! ich konnte von dem verdammten Türken nimmer den Schandfleck aushalten, denn ich halte auf mein Ehrenzeichen mehr, als auf mein Leben, und ich sage Ew. Majestät, daß, wenn noch einmal ein solcher Kerl meine Czakohaube mit dem Säbel oder einer Kugel berührt, so wahr mein Gott lebt, und ich diese Ehrenzeichen von Ew. Majestät trage, er durch meine Faust sterben muß. „Du bist ein braver Soldat," sagte der Monarch, indem er ihm auf die Achsel klopfte, „aber die Befehle mußt du nie übertreten," und beschenkte ihn mit 25 Dukaten.

Die Freude des Heeres, als sich Joseph (im Monate August, nach einer überstandenen Krankheit, die nichts Geringeres als ein förmliches Faulfieber war) wieder an seiner Spitze zeigte, war unbeschreiblich. „Ich lebe noch," sagte er, „Kinder, und, so Gott will, soll alles gut gehen." —

Kaiser Joseph hatte von der Hauptarmee **32,000** Mann in eigner Person nach dem Banat geführt, und der erste Marsch wurde durch **13** Stunden ununterbrochen fortgesetzt.

Den **17**. August kam Loudon, der graue Held, im Lager des Kaisers an. Joseph ging ihm einige Stunden entgegen und verabredete mit ihm den Kriegsplan. Das Ausrücken des Heeres hatte sich der Held verbeten.

Von dem alten Helden Loudon erzählt man folgende Anekdote: „Ein gewisser nach der Armee gehender General wollte sich bei dem Feldmarschall beurlauben. Siebenmal war er in der Absicht dahin gefahren, aber immer mußte er hören, der Feldmarschall sei nicht zu Hause. Als der General das letztemal zurückfuhr, begegnete ihm der Kaiser. K. „Wo waren Sie, Herr General?" G. „Beim Feldmarschall, mich zu beurlauben; ich komme aber das siebente Mal unverrichteter Sache wieder zurück, denn er ist nicht zu Hause." K. „Vielleicht wird er doch für mich zu Hause sein, begleiten Sie mich." Der Kaiser und der General traten unangemeldet in des Feldmarschalls Zimmer, und fanden ihn in der Garderobe, im Schlafrock auf der Erde sitzend, mit Landcharten umgeben, mit Zirkel und Zeichnenmate-

rialien in der Hand. Bei diesem Anblick sprach der Monarch zum General: „so war meine gegen Sie geäußerte Vermuthung doch richtig, daß der Feldmarschall für mich zu Hause wäre.“

Karansebes, wo der Kaiser das Lager aufgeschlagen hatte, ist der Ort, wo der exilirte große Dichter Ovid sein Leben beschloß. Die Benennung Karansebes will man von dem Anfange der Strophe einer Ode: **Cara mihi sedes**, ableiten.

Niemals sah man noch die innere Kraft der österreichischen Monarchie, wie man sie **1788** sah. Ungeheuer waren die Kriegsgeräthe aller Art, die täglich zu Wasser und zu Lande zu den Armeen abgingen, und wenn Joseph wollte, so konnte er noch vor dem Ende des August noch **600,000** Streiter im Felde stehen haben, ohne dem Kommerz und dem Ackerbau zu schaden. Ueberhaupt genommen, genossen die österreichischen Staaten, dem einstimmigen Berichte aus verschiedenen Theilen zufolge, noch immer, auch mitten im Kriege, den vorigen Wohlstand, und lebten ruhig hinter der Schutzwehr der sie von allen Seiten unter Josephs väterlicher Leitung ihre Gränzen vertheidigenden unüberwindlichen Krieger. Joseph der Heerführer hörte im Lager nicht auf, der Landesvater, der Wohlthäter, der Menschenfreund zu sein, und so erhielt die Nation dadurch ein neues Feld der Emsigkeit und neue beträchtliche Summen in den Kreislauf. Wenigstens war die in etwas verminderte Thätigkeit einiger Fabriken, von der andern

Seite, durch verschiedene mehr in Arbeit gesetzte Thätigkeit vieler Gewerbe aufgewogen.

Die glückliche Unternehmung des Fähnrichs Wujadinovich, der mit einem Kommando von Freipartisten bei Valjewa stand, und am 4. Juli die beiden türkischen Ortschaften Barcsevacs und Dana überfallen hatte, ist vermuthlich vielen von meinen Lesern schon aus öffentlichen Blättern bekannt. Er hatte einige Türken nebst vielen Weibern und Kindern gefangen weggeführt und sie nach Zahracz geschickt, wo sie erst den 7. ankamen. Vor der Redoute mußten sie halten. Die Weiber, welche mit ihren Kindern auf verschiedene Wagen gepackt waren, weinten und jammerten, weil sie da ihren gewissen Tod vermutheten, und glaubten, daß man ihnen allen, nach der Türken Sitte, die Köpfe abhauen würde. Man suchte sie zu beruhigen, mit der Versicherung, daß ihnen nach dem Befehle des deutschen Kaisers durchaus kein Leid geschehen dürfte; allein sie waren durch nichts zu trösten. Was ihnen noch am meisten Furcht einjagte, war, daß der Major von dem serbischen Freikorps eine Kompagnie seiner Leute mit klingendem Spiele aus der Redoute marschiren ließ, um die Gefangenen hinein zu begleiten. Nachdem sie von den Wagen gestiegen waren, wobei man ihnen sogar half, und nachdem sie sahen, daß man ihnen, statt aller Rüstung zum Tode, häufig Essen herbei schaffte, so fingen sie an ruhiger zu werden, nahmen ihre Schleier vom Gesichte und sahen uns lächelnd an. Unter den Gefangenen befand sich ein Blessirter, der es dreimal wagte, den Fluß hin und her zu schwimmen, um Weib

und Kinder zu retten; allein das dritte Mal mißlang es ihm, und er fiel in unsere Hände.

Joseph belohnte die große und edle That des Fähnrichs von Wujadinovich mit einem eigenhändigen Zufriedenheitsschreiben, dem Premier-Lieutenants-Patent und einem noch besondern Geschenk, welches in einer großen goldenen Medaille — der Menschenliebe gewidmet — bestand.

Der Kaiser wohnte (am Ende des Juli) noch immer in der Vorstadt von Semlin in einem prunklosen und dürftigen Gasthof. Drei elende Zimmerchen machten wirklich seine kaiserliche Wohnung aus. Die drückende Hitze war fast unerträglich; in einem leinwandenen Schlafrocke eingehüllt, mit einer papiernen Nachtmütze auf dem gesalbten Haupte versehen, saß Joseph der Gerechte zwischen mannshohen Staatspapieren; jeder Augenblick war abgemessen; unverdrossen durchwühlte er die Staatsakten, expedirte die Geschäfte mitten im Kriege mit eben dem Eifer, als wenn er im Schooße des Friedens ungestörte Ruhe von außen genösse. Die zahllosen Schnacken (eine sehr beschwerliche Gattung von Mücken) drängten sich in alle Gemächer; der Monarch sah sich bei der ermattenden Hitze genöthigt, Thür und Fenster zuzuhalten, um nicht von diesen unholden Gästen lästige Besuche annehmen zu dürfen. Die ziemlich ungesunde Luft in diesen morastigen Gegenden wirkte auf den Körper des Monarchen so sehr, daß man befürchtete, mit der Zeit dürften sich bedenkliche Folgen äußern. Er genehmigte das Anrathen seiner Aerzte, und ließ sichs gefallen, alle Morgen ein Gläschen ordi-

nairen Rack, so wie ihn der gemeine Mann zu trinken pflegt, zwar mit Widerwillen, zu nehmen, und dieser Trunk war das ganze Frühstück. Sein Mittagsmahl war ungemein frugal, und statt des Abendessens rauchte er ein Pfeifchen ungarischen Rollentabak. Diese diäte Lebensart erhielt den Monarchen eine gute Zeit gesund und munter.

Folgende Schilderung entwarfen die Zeitblätter von Hassan Pascha:

Der jetzige türkische Großadmiral ist ein Mann, würdig, nicht allein in den türkischen Geschichtsbüchern als ein Muster rechtschaffner Minister aufgestellt zu werden, sondern der auch in Europa bekannter zu sein verdient. Er scheint gleichsam dazu geboren, ein despotisches Kaiserthum mit unumschränkter Gewalt zu beherrschen; dem nichts widersteht, den nichts als der Tod überwinden kann, der keine schwache Seite zu haben scheint, durch nichts von seinem Entschlusse abzuwenden ist, der nicht seinem Souverain, ob er ihm gleich mit der äußersten Ehrerbietung begegnet, zu gefallen sucht, sondern seinem Vaterlande zu dienen.

In der That beherrschte er das ganze Reich beinahe allein, und ohne Hofintriguen, ohne Gift und Strang triumphirt er über seine Feinde. Seine Absichten sind immer gerecht, und seine Pläne die feinste Politik, die ein großes Genie mit einem guten Herzen auszusinnen vermag. Man sah davon nur die Wirkungen, wie die Triebfedern vorher. Ueber seine Redlichkeit muß man erstaunen; und da Niemand es wagen darf, ihn zu bestechen, so werden seine Vorschläge selbst von

denen, die dawider sind, ausgeführt, aus Furcht, sie möchten sich sonst verdächtig machen.

Er besitzt eine Gegenwart des Geistes, alle unglücklichen Begebenheiten wieder gut zu machen, die wie Inspiration scheint, und seine gemessenen Antworten sind wie Orakel, nicht spitzfindiger Witz, sondern tiefe Weisheit. Er redet sehr wenig, aber seine Reden sind Schlußfolgen, oder so in Worten dargestellt, daß man sie für Axiome nimmt, die keines weitern Beweises bedürfen.

Jedermann kann bei ihm Audienz haben und seine Klagen vorbringen. Er schützt alle, die bei ihm klagen, vor der Rache ihrer Feinde.

In seiner Religion ist er pünktlich und gottesfürchtig, aber kein Feind anderer Religionsverwandten. Er haßt nur die Feinde seines Vaterlandes, wenn Krieg ist; den Ueberwundenen aber begegnet er sanft und edel. Vor starkem Getränk hat er großen Abscheu; den Luxus sucht er auf alle Weise einzuschränken; er liebt die Kleidung seines Vaterlandes, weil sie männlich ist. Seine liebste Sprache ist die arabische. Seine Oekonomie ist sehr streng und wohl eingerichtet. Seine Dankbarkeit gegen alte Freundschaft treibt er eben so weit, als seine Rache gegen seine Feinde.

Sein erhabener Charakter und seine fast unumschränkte Gewalt erwerben ihm große Ehrfurcht, und die ungemeine Höflichkeit, die er Jedermann erweist, bringt selbige auf den höchsten Grad. Alle Leute von Kenntniß werden von ihm mit ausnehmender Höflichkeit empfangen. Er hat eine Akademie zu Konstantinopel errichtet, wo in der Astronomie, Erdkunde, Navigation u. s. w. Unterricht gegeben wird, und dabei die

geschicktesten Lehrer angestellt. Zwölf junge Leute läßt er auf seine eigenen Kosten daselbst studiren. Seine Schiffe werden auf englische Manier ausgerüstet; sie sind stark und von leichter Bauart. Er verdoppelte den Sold der Matrosen, und daher bekommt er jederzeit die besten. Auf seinem eigenen Schiffe hält er verschiedene italienische Instrumentisten. Er hat große Einkünfte, setzt aber dennoch viel von seinem eigenen Vermögen zu. Bei allen Vorfällen ist sein Entschluß den Augenblick gefaßt, und auf der Stelle giebt er Ordre zur Ausführung.

Er ist von mittelmäßiger Statur, aber stark und breit von Schultern. Seine Züge sind alle ohne Ausnahme schön, aber stark und männlich. Seine Augen sind zwar nicht sehr blitzend, aber wer ihn ansieht, dem schwindelt. Er scheint nicht sehr ehrgeizig oder empfindlich für sein eigenes Lob zu sein; er besitzt zu viel Größe, als daß man ihm solches in seiner Gegenwart hätte anbringen können; aber bei mehr als einer Gelegenheit schien er an der guten Meinung der Europäer großes Wohlgefallen zu haben, und die war ihm schätzbarer, als die von seiner eigenen Nation, die am Hofe seine Größe einzusehen nicht fähig ist. Man beschuldigt ihn einer allzugroßen Strenge, und es ist wahr, er hat vielen Tausenden den Kopf abschlagen lassen, aber nie einem Unschuldigen. Seine Strenge war nothwendig und hat gute Wirkung gehabt, um eine zügellose Nation von den ihr eigenen Ausschweifungen abzuhalten. Die Würde eines Großvezirs schlug er aus, und ließ seinen Sekretair dazu ernennen.

Hassan Pascha hat es so weit gebracht, daß sich die Befehlshaber der türkischen Truppen mehr auf die

Kriegswissenschaften legen und die Taktik studiren müssen. Die Artillerie hat er ganz auf europäischen Fuß gesetzt und sehr zahlreich gemacht. Die Kanonen läßt er von seinem Lieblinge, einem Engländer, Campbel, der ein Türke geworden, ein guter Ingenieur ist und Mustapha heißt, gießen. Hassan ist ein Mann von klassischer Gelehrsamkeit, der alle europäischen Sprachen redet und durch ganz Europa gereist ist.

Wo kann die türkische Nation noch einen solchen Mann aufweisen? Es ist wahr, sie hat einen Mahomet, Oglou, einen Kouprouli Numan und mehr gerechte und standhafte Männer gehabt, aber noch keinen Hassan Pascha; und das türkische Reich, das jetzt ziemlich im Sinken war, schien nicht nur einen solchen Mann nöthig zu haben, sondern muß ihn haben, um nicht ganz in Trümmer zu zerfallen."

1788.

Am 18. des Monats Juni wagte sich wieder ein Trupp Türken bei der Savespitze in österreichisches Gebiet und verkroch sich da ins Gebüsch. Ein Zug Kürassiere vom Regiment Zeschwitz rückte gegen sie aus. Allein, da den Feinden das Gesträuch zur Deckung und Vertheidigung diente, so stellten sich die Oesterreicher, als wenn sie sich zurückziehen wollten, und hierdurch lockten sie die Türken aus ihrem Hinterhalte. Die Kürassiere griffen nun plötzlich an, und säbelten 15 derselben nieder, indem sich keiner gefangen geben wollte. Die übrigen ergriffen eiligst die Flucht, ohne ihre Todten zu vergessen, so daß sie die meisten mit sich

schleppten. Unter den Getödteten befand sich ein junger, ungefähr 16jähriger, schöner Türke, aus dessen Kleidung man auf seinen vornehmen Stand schließen konnte. Dieser blieb in den Händen der Oesterreicher. Uebrigens wurden bei diesem Scharmützel nur 3 Kürassiere blessirt, und zwar alle am Arme; und da 15 Türken auf dem Platze blieben, so diente dieser Fall zum abermaligen Beweise, daß die Wuth der Muselmänner nicht immer siegen müsse.

Der Unterlieutenant, welcher die Kürassiere mit vieler Entschlossenheit angeführt hatte, Namens Monorello, wurde von dem Monarchen sogleich zum Oberlieutenant befördert, und erhielt noch 100 Dukaten zum Geschenke, und so auch seine Mannschaft, die dem Vernehmen nach in 22 Mann bestand, nach Verhältniß. Tags darauf ließ der Bassa von Belgrad die Bitte an Se. Majestät gelangen, einen jungen Türken, der nach besagtem Scharmützel vermißt wurde, ausliefern zu lassen, indem derselbe der einzige Sohn sehr vornehmer Eltern sei; es sollte gegen ihn jeder gefangene Oesterreicher, den Se. Majestät immer verlangen würden, ausgeliefert werden. Dem Bassa ward zur Antwort: „Sehr gern, wenn der junge Mensch nur noch am Leben wäre; sollte aber dem Bassa mit dem Leichnam gedient sein, so würde man ihn selbigen sogleich überschicken.“ Sonst äußerten die Türken so viel Politik gegen den Monarchen Joseph, daß sie in der Mitte des Juli wirklich schon einige Deserteurs ausgeliefert hatten.

In den ersten Tagen des Juli ging zu Wien das Gerücht, daß Lascy das Heer verlassen und Joseph alsdann nach seinem eigenen Plane den Türkenkrieg durchführen werde. Die Soldaten sehnten sich immer noch sehr nach Loudon. Dieser graue Held soll unter seinen Vertrauten geseufzt haben: „Lieber wäre ich jung in einer Schlacht gefallen, als daß ich jetzt in der Ohnmacht des Alters meinem guten Kaiser nicht mehr dienen kann.“ Es hieß, er würde, um das allgemeine Verlangen der Armee nach ihm zu befriedigen, dennoch zur Armee gehen. Zu den mehreren Sagen, welche man in Betreff dieses, Anfangs Juli, zu Wien herum trug, gehört unter andern auch die, daß die Kaiserin von Rußland sich dahin erklärt hätte, die Krimm wieder abzutreten, wenn die Pforte dem deutschen Kaiser das, was er zu besserer Sicherheit seiner Gränze und zur Beförderung seines Kommerzes nöthig hatte, abtreten wollte, und die Sicherheit dessen von den übrigen Höfen garantirt würde. Der Kaiser soll hierauf zur Antwort gegeben haben, „daß er lieber alle seine Ansprüche fahren lassen, als die Abtretung der Krimm zugeben wollte.“

1788.

Mit dem Bassa von Belgrad war bekanntlich eine Unterhandlung wegen Auswechselung der Gefangenen und Einstellung des Kopfabschneidens angefangen. Von dem eigentlichen Verlauf dieser Sache kann Folgendes mit Gewißheit gemeldet werden: Es war der Herr Generalmajor von Wenkheim, Kommandant des Posten

Beschania, welcher auf Befehl des Monarchen deshalb dem Bassa zu Belgrad schrieb. Sonnabends, den 21. Juni, kam ein türkischer Offizier, dem eine weiße Fahne vorgetragen wurde, ins Lager mit dem Antwortschreiben des Bassa, welches ungefähr also lautete: „Die gefangenen kaiserl. deutschen Soldaten bekommen täglich ihr gutes Brod und Reis mit Eiern, leben auch in einem besondern Hause in aller Sicherheit und dürfen nicht arbeiten. Wegen ihrer Auswechselung gegen türkische Gefangene habe der Bassa sich an den Großvezir gewendet und erwarte dessen weitere Befehle. Betreffend das Kopfabschneiden von Lebendigen, so versichere er, daß solches von einem wahren Muselmann nie geschehen, sondern nur von den eigennützigen wilden Kanaillen; es werde aber künftig von sich selbst aufhören, nachdem die Prämie für einen lebendig gefangenen Mann zehnmal mehr als für einen abgeschnittenen Kopf sei" u. s. w.

1788.

Der Kaiser ging in die gemeinsten Soldatenzelte und fragte, ob ihnen nichts abgehe, bei welcher Gelegenheit aber Sr. Majestät die Lust zum Streit vorzugsweise vor dem damaligen Lagerplatze schon öfters von den Soldaten mit deutscher Aufrichtigkeit geoffenbart wurde. Der gute Kaiser, der den Lascyschen Plan in Allem befolgte, verwies sie dann meist zur Geduld, mit Versprechen, ihnen nach einiger Zeit die Gelegenheit zum Streit zu verschaffen; zog einige Dukaten aus der Tasche, die sogleich dem Marketender zu lösen gegeben

wurden, und bei deren Verzehrung unaufhörlich ein lautes „Vivat Kaiser Joseph" ausgeschrieen und der Uebergang über die Sau einige Zeit vergessen ward.

Die Kriegskosten des österreichischen Hofes berechnete man am Ende Juni mit den 16 Millionen, welche dieser Hof dem russischen Hofe geliehen haben sollte, bereits auf 64 Millionen.

Am 8. Juni früh kam ein türkisches Fahrzeug mit einer weißen Flagge auf die Sauspitze zu, und ein Türke rief den österreichischen Vorposten: Nachbar! Die Türken näherten sich hierauf, überreichten ein in Atlas gerolltes Paquet an des Kaisers Maj., und fuhren dann wieder zurück. Es hieß, dieses Paquet habe die Erklärung der Pforte auf die vorgeschlagene Auswechselung der Gefangenen enthalten, und sie willige dazu ein. Zur ersten Probe, erzählte man, habe der Bassa von Belgrad versprochen, zwei k. k. Deserteure gegen zwei gefangene Türken auszuliefern. Da aber Se. Majestät erwiedert habe, man könne nicht zwei Verräther gegen zwei redliche Kriegsgefangene auswechseln, so sollen die Belgrader die zwei Deserteure, geborne Franzosen, von freien Stücken unserm Vorposten überliefert haben. Man erzählte diese Anekdote von den zwei Ueberläufern, die am 7. wirklich durch Semlin in das Hauptquartier geführt worden waren.

Der Wittwe des von dem Bassa von Scutari ermordeten Herrn von Brognard ließ der Kaiser eine Pension anweisen. Ganz Wien bedauerte diesen jungen Mann wegen seinen vielen Kenntnissen und seiner großen Thätigkeit. Der treulose Bassa von Scutari hatte, wie man wußte, alle Geschenke des Kaisers angenommen und zeigte sich recht eifrig, dem Kaiser nützlich zu sein; er gab den Abgesandten viele Geschenke an den Kaiser mit, worunter auch ein paar Pistolen und eine Flinte, mit Gold und Edelsteinen besetzt, befindlich waren. Nach getroffener Uebereinkunft beurlaubten sie sich, und der Bassa gab ihnen zwölf seiner Leute zur Bedeckung mit, die sie bis jenseit des Sees begleiten sollten. Die Abgesandten gingen vergnügt über den glücklichen Ausgang dieses Geschäfts ab; aber auf der Hälfte dieses Weges wurden sie von den zwölf Albanesern mit einer scharfen Salve aus ihren Musketen überrascht und todt hingestreckt. Die Albaneser säbelten ihnen darauf die Köpfe herunter, die sie triumphirend nach Scutari brachten. Der Bassa belohnte sie großmüthig dafür und schickte die drei diplomatischen Köpfe an den Sultan, seinen Herrn, nach Konstantinopel.

Laut Nachrichten aus Albanien, hatte der Bassa von Scutari den Montenegrinern angedeutet, daß sie die bei ihnen angekommenen 230 Oesterreicher ihm ausliefern sollten.

Die Belgrader wurden nach Orsowa geführt, und im Vorbeigehen ergab sich auch Semendria. Mihaljevich jagte mit seinem einzigen Freikorps den Abdy Pascha bis hinter Nissa zurück. Orsowa wurde eingeschlos-

sen und ein Korps Oesterreicher breitete sich in Serbien bis an den Timok aus, der ehemaligen Gränze des Passarowitzer Friedens. Das Banatische Korps rückte in die Wallachei, bis an die Aluta. Prinz Coburg besetzte Bucharest und nahm mit seiner ganzen Armee die Winterquartiere in der nördlichen und östlichen Wallachei.

Die Russen hatten im December 1788 Oczakow mit Sturm eingenommen; 1789 breiteten sie sich in Bessarabien und der Moldau aus, nahmen Akirrmann und Bonderwog, und plünderten Gallacz.

Die Schweden hatten mit vieler Macht und mit auffallendem Muthe wenig oder gar nichts ausgerichtet.

In diesem Zustande waren die Angelegenheiten des Krieges beim Tode Josephs.

Der Kaiser ließ unter die Mannschaft, die mit dem Major von Vukassovich aus Montenegro gekommen, 1000 Dukaten austheilen, und die Offiziere beförderte und beschenkte er noch besonders.

Die Nachricht von der Eroberung der Festung Oczakow hatte den Kaiser so erheitert, daß er gleichsam davon gesund geworden war; wenigstens zeigte er sich bei dem: „Herr Gott, dich loben wir", welches dieses Sieges wegen auf seinen Befehl in der Hofkirche gesungen wurde, zum erstenmal wieder öffentlich. Indeß hatten ihn die Aerzte doch dringend gebeten, seiner Brustbeschwerden wegen, sich künftig mehr als bisher

zu schonen, sowohl in Vermeidung aller Strapazen im Felde, als auch in Verminderung seiner Arbeiten im Kabinet. Aber Joseph antwortete hierauf: „Ich danke euch, Herren, für den guten Rath; ich will ihn wohl befolgen, wenn sichs nur mit meiner Sorge für des Landes Wohlfahrt reimen läßt."

Durch die königliche ungarische Statthalterei erging Anfangs Februar folgende Verordnung:

„Da dem Höchsten Dienst bei gegenwärtigen Umständen sehr viel an der schnellen Beförderung der Kouriere, Staffetten und Passagiere gelegen ist, mehrere Stationen aber einen Mangel an solchen Pferden haben, die zum Postdienste taugen, so hat man für nöthig erachtet, sämmtlichen Postverwaltungen zu befehlen, daß alle Stationen, wo die Postmeister nicht hinlänglich mit Pferden versehen sind und sich selbe nicht sogleich beischaffen können, dem Komitate, in welchem sie liegen, namhaft gemacht werden sollen. Nach erfolgter Anzeige wird jedes Komitat die Sache sogleich bei den Ortsinwohnern dahin einleiten, daß eine gewisse Anzahl, beiläufig von zwölf brauchbaren Pferden, gegen Beziehung des Rittgeldes, stets in Bereitschaft stehe, jedoch dergestalt, daß der Postmeister selbst die Ordnung beim Anspannen, wenn Kouriere und Passagiere ankommen, handhabe, und den hierzu bestimmten Bauern oder Fuhrleuten nachsehe, auch die nöthigen Kaleschen herbeischaffe. Da aber dabei das Meiste auf die Pünktlichkeit der Postmeister ankommt, und hierzu eine beständige, auch unvermuthete Aufsicht höchst unentbehrlich ist, die Postverwalter aber, denen sie sonst obliegt, bei der häu-

figen Manipulation, welche sie in dem gegenwärtigen Zeitpunkte beschäftigt, von ihrem Amte sich nicht wohl entfernen können, so wird diese Aufsicht auf solche namhaft gemachte Stationen dem Komitatsmagistrate aufgetragen, und demselben eingebunden, darüber sorgfältigst zu wachen, daß sich kein Postmeister von seiner Station entferne, und ein jeder derselben mit den nöthigen Pferden, Kaleschen und andern Postgeräthschaften versehen sei" u. s. w.

1787.

Bei Gelegenheit, da auch der letzte Theil der gegen die Türken bestimmten Artillerie von Wien abgegangen war, erzählte man folgende Anekdote:

Der Kaiser äußerte vor einigen Pontoniers, daß es mit dem Weiterbringen des schweren Geschützes auf der Donau so langsam herginge. Ein gemeiner Mann erwiederte: „Ja, wenn unser einer bisweilen auch ein Wörtchen mit zu sprechen hätte, so würde ich wohl einen andern Vorschlag gemacht haben." „Und dieser wäre?" fragte der Monarch. „Alles hätte müssen zu Lande fortgebracht werden," antwortete der Soldat. „Aber," versetzte der Monarch, „dies hätte fünf Tage mehr Zeit gebraucht, als auf dem Wasser." — „O! Ew. Majestät," fiel der Pontonier ein, „aber die Donau kann fünf Wochen seichte bleiben." — Diese Antwort gefiel dem Monarchen so wohl, daß er ihn nicht nur sogleich beschenkte, sondern auf eingezogene Kundschaft

von ihm, denselben weiter beförderte und zum Unterlieutenant ernannte.

1789.

Einer der besten politischen Rechner in Wien, Herr Schweighofer, hatte folgendes interessante Gemälde zum Nachdenken aufgestellt. Er sagte:

In dem Feldzuge von 1789 stehen 800,000 Mann: wozu noch der Troß von 200,000 Menschen kommt, von Seiten der Pforte, Oesterreichs, Rußlands, Schwedens und Dänemarks, zum Streite gerüstet, ungefähr 1000 große und kleine Schiffe, worunter man über 100 Linienschiffe zählt, sind in Bewegung, die Land- und Seetruppen dieser Mächte führen 17,000 große Feuerschlünde mit sich, worunter Oesterreich allein 3000 zugehören. Und dieser Feldzug fordert eine Geldauslage von 160 Millionen Gulden, wozu Oesterreich 40 bis 45, Schweden 10 bis 15, und Dänemark gegen 10 Millionen Gulden bereit halten müssen.

Zu Anfang des September 1789 las man in einem Privatbriefe aus dem Lager des Prinzen von Coburg folgende Anekdote von dem Siege bei Fokſan: Da durch das Geschrei, womit die Türken angreifen, der gemeine Mann oft muthlos gemacht wird, so hatte der Prinz befohlen, daß bei dem Angriff alle Musik der Regimenter sich beständig hören lassen mußte. — Dieser

Sieg ist bei allen Korps, wie er es verdiente, durch ein Te Deum gefeiert worden; ein bleibendes Denkmal desselben war folgendes allerhöchste Handbillet, welches der Kaiser an Se. Durchlaucht den Prinzen von Coburg, als eine Erledigung auf die von demselben eingeschickte Relation über die Bataille, erlassen hat:

Laxenburg vom 31. August.

Herr Vetter!

„Ich lasse Euer Liebden selbst zu beurtheilen über, mit was für einem Vergnügen ich Ihre zwei Schreiben durch den Kadet Petz und den Oberlieutenant Vermaty, die mit einander angekommen sind, empfangen habe, da selbige die Nachricht des über die Türken erfochtenen so glorreichen Sieges enthielten.

„Ich kann Euer Liebden hierüber nicht genug meine Dankbarkeit und Zufriedenheit zu erkennen geben, da ich Ihnen allein die Einleitung und Ausführung dieser Unternehmung, und besonders den guten Esprit, welchen Sie der Ihnen unterstehenden Truppe einzuflößen gewußt haben, verdanke.

„Empfangen Sie also zum öffentlichen Merkmale meiner Erkenntlichkeit für diesen dem Staate geleisteten wichtigen Dienst das Großkreuz des militairischen Marien-Theresien-Ordens, das ich Ihnen mit ausnehmendem Vergnügen hiermit überschicke.

„Ich ersuche Sie, auch beiliegendes Schreiben, sammt der mitkommenden Tabatiere, dem russischen General Suwarow, nebst dem darin liegenden Ring für seinen Aide-Major, zu überschicken, und sämmtlichen Generalen, Stabs- und Oberoffizieren, so wie der ganzen Truppe, nicht allein meine Zufriedenheit, sondern auch

meinen Dank für die treu geleisteten Dienste und den meinen Waffen erworbenen neuen Ruf zu bezeigen, weil man die Relation von dem verschiedenen tapfern Benehmen der Truppe ohne Rührung nicht lesen kann; nur thut mir leid, daß ich nicht selbst ein Augenzeuge und Theilnehmer ihrer Fatignen und Gefahren sein konnte."

1789.

(Tagesbefehl des Prinzen Coburg.)

„Bei dem gemeinschaftlichen Antheil, welchen die gesammten mir unterstehenden Truppen an denen am 30. Juli und 1. August gegen den Feind glücklich ausgeführten Unternehmungen durch ihre bezeigte Tapferkeit und guten Willen sich erworben haben, halte ich es für meine Pflicht, denenselben auch die besondere Zufriedenheit und Huld, mit welcher Se. Majestät der Kaiser unsere Bemühungen aufgenommen haben, nach dem vollen Inhalte mitzutheilen, weswegen dem Herrn Feldmarschalllieutenant das darüber erflossene allerhöchste Handbillet hier in Abschrift mitgegeben wird, damit Sie selbiges allen Ihrem Kommando unterstehenden Generals, Regimentern und Bataillons weiters bekannt machen und wörtlich hinausgeben wollen; anbei aber bitte ich sowohl Sie selbst, als alle Herren Generals, Stabs- und Oberoffiziers und Mannschaft, sich zu überzeugen, daß ich die von allerhöchsten Orten empfangene Gnade sowohl der Huld unsers allerhöchsten und gnädigsten Monarchen, als auch eben so sehr der Mit-

wirkung meiner Untergebenen zu verdanken weiß, und fortan mein einziges Vergnügen darin suchen werde, das Wohl meiner rechtschaffenen Gefährten nach Möglichkeit zu befördern."

Prinz Coburg,
General der Kavallerie.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charakterzüge, Memorabilien und historische Anekdoten von Kaiser Joseph und seiner Zeit

Bd.: 2

Leipzig [u.a.] (1847)

Germ.g. 68 s-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015447-8